

**Ein Jahr wie ein Augenblick –
*How does one measure a year?***

**Deutschland aus amerikanischer und russischer Sicht
*Young Americans and Russians experience Germany***

REFLECTIONS

**des 14. Jahrgangs der Bundeskanzler-Stipendiat/innen 2003 / 2004
*by the 14th group of German Chancellor Scholars 2003 / 2004***

Bonn, März 2005

ALEXANDER VON HUMBOLDT-STIFTUNG / FOUNDATION

Redaktion:
Abteilung Förderung Inland

Alexander von Humboldt-Stiftung
Jean-Paul-Str. 12
D - 53173 Bonn

Tel.: +49 / (0)228-833 145
Fax: +49 / (0)228-833 217
E-mail: gr-sj@avh.de

<http://www.humboldt-foundation.de>

Inhaltsverzeichnis

Vorwort / Foreword	5 / 7
Marc Adelman Bitte Haben Sie etwas Geduld – or – An Influential Year in German Performance	9
Alexander Jurjevitsch Antonovskiy Bundeskanzler-Stipendium – ein Beitrag zur Weltgesellschaft!	17
Jamie Chan Their Cities are Prettier	22
Todd R. Ettelson Turkey and Cranberries, “Scheißjuden” and Multicultural Education	27
Sergej Gerasin Ein Jahr wie ein Augenblick	34
Vera Giryaeva Zwischenergebnisse der Forschung und Zusammenarbeit	40
J. Laurence Hare, Jr. A Past beyond Reach?: The Challenge of Meaning in German Archaeology	46
Ekaterina Ilyushechkina Wie antike Wegweiser mich ins gegenwärtige Deutschland geführt haben	52
Johanna Micaela Jacobsen Disharmonien im Palast: Vignetten aus Göttingen und Berlin	60
Victoria Anne Johnson Pox, Preparedness and Personal Discovery: My Year Studying Civil Protection in Germany	66
Dr. Irina Kalinina Habe ich alles erreicht, was ich geplant hatte?	72
Molly Loberg Berliner Straßen zwischen Vergangenheit und Gegenwart	78
Rebecca Felice Lubens	84

My Neighborhood in Germany – How I Came to Feel at Home in Berlin

Tatjana Nikitina	90
Deutsches Banksystem, Finanzintegration in Europa, Basel II: Eindrücke und Erfahrung vom Aufenthalt als BUKA-Stipendiatin	
Oleg Obolenski	96
Medienbilanz –Fernsehen und was dahinter steckt	
Elena V. Obzhirova	102
Scientific and cultural exchange in the German Professional and Academic Environment	
Ghada Qaisi Audi	108
Five hundred twenty-five thousand six hundred minutes – How does one measure a year?	
Eden Cloud Savino	114
Atlantic Crossings – Lessons from Germany on Prostitution Reform, Criminal Justice, and Public Health	
Anna Serebrennikova	125
Rückblick auf meinen Aufenthalt in Passau	
Andrey Shangin	135
Das deutsche Zahlungsverkehrssystem als Vorbild für Zuverlässigkeit und Effektivität	

Vorwort

Namensgeber der Humboldt-Stiftung ist der Universalgelehrte und Weltreisende Alexander von Humboldt. Er hatte ein tiefes Verständnis für fremde Mentalitäten und Kulturen. In diesem Sinne befasst sich die Alexander von Humboldt-Stiftung seit nunmehr 50 Jahren mit der Förderung des internationalen Wissenschaftlertauschs im Rahmen der auswärtigen Kulturpolitik. Seit ihrer Wiedererrichtung im Jahre 1953 wurden mehr als 23.000 hoch qualifizierte Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus 130 Ländern durch Forschungsstipendien oder Forschungspreise gefördert und erhielten so die Möglichkeit zu einem längerfristigen Forschungsaufenthalt in Deutschland. Bei der Auswahl gibt es weder Fächer- noch Länderquoten.

Im Jahre 1990 wurde unter der Schirmherrschaft des damaligen Bundeskanzlers Helmut Kohl das Bundeskanzler-Stipendienprogramm zur Förderung der transatlantischen Partnerschaft zwischen der Bundesrepublik Deutschland und den Vereinigten Staaten von Amerika ins Leben gerufen. Seitdem hat jedes Jahr eine Gruppe von zehn jungen U.S.-amerikanischen Akademikern einen einjährigen Studien- bzw. Forschungsaufenthalt in Deutschland verbracht. Mehr als ein Jahrzehnt nach seiner Einführung hat das Bundeskanzler-Stipendienprogramm einen bedeutenden Wandel erfahren: Auf Initiative des deutschen Bundeskanzlers Gerhard Schröder und des russischen Präsidenten Vladimir Putin wurde das Programm auf die Russische Föderation ausgeweitet. 2002 ergänzten zum ersten Mal zehn Nachwuchsführungskräfte aus der Russischen Föderation die Gruppe der zehn jungen U.S.-Amerikaner.

Die Bundeskanzler-Stipendiaten repräsentieren ein breites Spektrum von Fächern und Berufsbildern. Einige kommen aus der klassischen Universitätslaufbahn, andere haben bereits Berufserfahrung in nicht-akademischen Berufsfeldern gesammelt. Die Stipendiaten haben Bachelor-, Master- bzw. Diplom- oder andere Abschlüsse erworben in Fachgebieten wie z. B. Wirtschaftswissenschaften, Umweltstudien, Sozial- und Politikwissenschaften, Recht, Geisteswissenschaften oder den bildenden und darstellenden Künsten. Die Auswahl der Stipendiaten richtet sich nicht nur nach der fachlichen Exzellenz; die Stiftung sucht nach „Führungspotential“. Von den Bundeskanzler-Stipendiaten wird erwartet, dass sie in der Zukunft in ihrem jeweiligen Tätigkeitsfeld eine führende Position einnehmen werden. Tatsächlich besetzen viele ehemalige Stipendiaten heute angesehene Positionen in der öffentlichen Verwaltung, in der Regierungs-Administration, im Rechtswesen, in der Kunst, im Journalismus und im akademischen Bereich.

Damit die Bundeskanzler-Stipendiaten größtmöglichen Nutzen aus ihrem Aufenthalt in Deutschland ziehen können, hat die Stiftung ein ganz spezielles Programm für sie entworfen. Bewerber müssen die deutsche Sprache noch nicht beherrschen; allerdings werden die Bundeskanzler-Stipendiaten unmittelbar nach erfolgreicher Auswahl gebeten, bereits im Heimatland ein angemessenes Sprachtraining zu absolvieren, um Deutsch zu lernen bzw. vorhandene Deutschkenntnisse zu verbessern. Dieses Sprachtraining wird in Deutschland vor Beginn des eigentlichen Stipendienaufenthaltes fortgesetzt. Während eines vierwöchigen Einführungsseminars machen sich die Bundeskanzler-Stipendiaten mit den sozialen, politischen, kulturellen, wirtschaftlichen und historischen Gegebenheiten in Deutschland vertraut. Sie haben die Möglichkeit, mit Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens die verschiedensten Themen zu diskutieren. Nach dem Einführungsseminar widmen sich die Stipendiaten elf Monate lang ihren individuellen Projektvorhaben. Diese Projektphase wird von einer zweiwöchigen Studienreise durch Deutschland – inklusive eines Besuchs in Brüssel – unterbrochen, die speziell auf die

Interessen der Gruppe zugeschnitten ist. Höhepunkt des Deutschlandaufenthaltes ist das Treffen mit dem Bundeskanzler in Berlin.

Am Ende des Stipendiaufenthaltes werden die Bundeskanzler-Stipendiaten gebeten, persönliche Erfahrungsberichte über ihre Zeit in Deutschland zu verfassen, die als *Reflections* bekannt geworden sind. Die Humboldt-Stiftung präsentiert die *Reflections* stets auf den Alumni-Treffen des Bundeskanzler-Stipendienprogramms, die auch von den Gruppen der neu ausgewählten Stipendiaten besucht werden. Die diesjährigen Essays lassen wiederum sehr eindrucksvoll erkennen, dass diese jungen Menschen ihren Aufenthalt bestmöglich genutzt haben und als „Botschafter“ Deutschlands in ihrem jeweiligen Gebiet nach Hause zurückkehren werden.

Die Bandbreite der einzelnen Projekte und Perspektiven bietet reichhaltigen Stoff für eine hoch interessante Lektüre. Im Jahr 2003/2004 kamen die Stipendiaten aus den Bereichen Architektur, Kulturanthropologie, Sozialphilosophie und Erziehung, Geschichte, Jura und Kriminologie sowie Fernsehwissenschaft und Theater. Und wie bereits bei früheren Gruppen ist auch diesmal wieder die Vielfalt selbst innerhalb ein- und derselben Disziplin wie Geschichte und Rechtswissenschaft erstaunlich.

Die Beiträge der Stipendiaten gehen jedoch meist weit über eine Schilderung ihrer fachspezifischen Studien hinaus und vermitteln einen lebhaften Eindruck der Herausforderungen, die das Leben in einem anderen Land und einer anderen Kultur mit sich gebracht hat. Trotz der unterschiedlichen Themenstellungen sind viele der im Laufe des letzten Jahres gemachten Erfahrungen ähnlich, beispielsweise im Erlernen der neuen Sprache, bei Alltagserlebnissen mit den Deutschen, im Erkennen der Gemeinsamkeiten und Unterschiede der deutschen im Vergleich zur eigenen Kultur. Und so hat das Deutschlandbild der Stipendiaten eine nachhaltige Prägung erfahren.

Bonn-Bad Godesberg, im März 2005

Dr. Georg Schütte
Generalsekretär

Foreword

The Humboldt Foundation is named after Alexander von Humboldt, the universal genius and cosmopolitan. He had a deep understanding of foreign mentalities and cultures. It is in this spirit that the Alexander von Humboldt Foundation has been engaged for 50 years now in the promotion of international scientific exchange in the framework of cultural policy abroad. Since its reestablishment in 1953, more than 23,000 highly qualified scholars from 130 countries have been granted research fellowships or awards, enabling them to spend lengthy periods of time in Germany for research. In the selection procedure, there are no quotas for academic disciplines or countries.

In 1990, the German Chancellor Scholarship Program (Bundeskanzler-Stipendienprogramm) was inaugurated under the patronage of former German Federal Chancellor Helmut Kohl to promote the transatlantic partnership between Germany and the United States. Every year since then, a group of ten U.S. scholars has spent a year in Germany for research. More than a decade after its inception, the German Chancellor Scholarship Program has undergone a significant change: On the initiative of the German Federal Chancellor Gerhard Schröder and the Russian President Vladimir Putin, it has been expanded to include scholars from the Russian Federation. For the first time, in 2002, ten future leaders from the Russian Federation joined the ten future leaders from the United States.

German Chancellor Scholars come from a broad range of backgrounds. Among them are academics and professionals with bachelor's, master's or other degrees from fields such as business, environmental studies, social and policy sciences, law, and the arts and humanities. The selection of scholars is based not only upon excellence in the respective field; the Foundation also looks for "leadership potential." German Chancellor Scholars are expected to become leaders in their fields of endeavor. In fact, many former German Chancellor Scholars now hold prestigious positions in public administration, government, law, the arts, academia, and journalism.

To enable the German Chancellor Scholars to benefit as much as possible from their stay, the Foundation designed a very special program for them. Applicants do not have to be proficient in German. Immediately after being selected for the program, however, the German Chancellor Scholars are asked to undertake the appropriate language training in their home country in order to learn German or to improve their knowledge of it. Language training continues in Germany prior to the start of the research stay. During a four-week introductory seminar, German Chancellor Scholars familiarize themselves with the social, political, cultural, economic and historical structures in Germany. They have the chance to meet and discuss various issues with important public figures. Following the introductory seminar, the scholars work on their individual projects for eleven months. This period of work is interrupted by a two-week study-tour of Germany—and a visit to Brussels—which is tailored specifically to the interests of the group. A highlight of the year is a meeting with the Federal Chancellor of Germany towards the end of the scholarship.

At the end of the year, the German Chancellor Scholars are asked to submit personal essays about their stay in Germany, which have become known as *Reflections*. The Humboldt Foundation always presents the *Reflections* at the program's alumni meetings, which are also attended by the groups of newly selected German Chancellor Scholars. This year's essays provide evidence once again that these young people have made the most of their stay and will very likely return to their home countries as "ambassadors" for Germany in their fields.

The range of projects and perspectives furnish abundant material for interesting reading. In the year 2003/2004 the scholars' projects cover the fields of architecture, cultural anthropology, social philosophy, educational science, history, law, and criminology as well as TV and theater studies. Again, as in previous groups, the diversity even within a single discipline such as history and legal studies is astounding.

The essays of the scholars do not only describe their individual studies, however, but also convey a vivid impression of the challenges of living in another country and culture. Despite the vast variety of their projects, quite a few of the scholars' experiences during the last year are rather similar: studying the new language, everyday routine with the Germans, realizing the similarities and differences of the German culture compared to their own. As a result, the scholars' perception of Germany has undergone a sustainable development.

Bonn-Bad Godesberg, March 2005

Dr. Georg Schütte
Secretary General

Marc Adelman

Bitte Haben Sie etwas Geduld or An Influential Year in German Performance

Background: B.A. in Theater Arts - Directing, San Francisco State University,
San Francisco (2001)

Project: Internship with the Schaubuehne am Lehniner Platz

Currently: Applying for M.A. programs in Performance Studies

Bitte haben Sie etwas Geduld – Or – An Influential Year in German Performance

Marc Adelman

One of my favorite exchanges of dialogue comes from Samuel Beckett's *Endgame*. In classic Beckett fashion, it resurfaces after its initial appearance some twenty pages later in the script:

Hamm (*anguished*): What's happening, what's happening?

Clov: Something is taking its course.¹

In order to assemble a picture of my time in Germany, I feel it is important to summarize the means by which I arrived here. The truth is that my journey to Berlin began a long time ago. It was actually three years ago in the fall of 2001, while I was assisting director Kenn Watt at the Magic Theater in San Francisco, when the initial idea formed. I had just turned 22 and received my B.A. from San Francisco State University. This was the first time I was affiliated with a professional theater in the city. One day on a lunch break we were chatting about various opportunities for me to pursue at this very early point in my career. "If I were you, I would go to Berlin," he said nonchalantly in between bites of our Marina Safeway sandwiches. Berlin? I had absolutely no idea what was there that would be of interest to me, and needless to say, this was not what I had anticipated hearing from him. I had actually been there one summer before, just for three nights, when I was backpacking for a month through Europe. However, I had not seen theater there, nor was I aware of the thriving performance scene that the city had to offer. He told me about the Foundation and the opportunity for the scholarship. I jumped on my scooter at the end of rehearsal and sped downtown to my day job at the Clift Hotel with my head reeling about my new discovery. What evolved over the last three years was the result of something that often still seems elusive to me today.

I fervently began researching Berlin and the theater that was being created there. I spent hours Googleing this and that. The search quickly took on a life of its own, and I would even call it obsessive, as I could not rationally explain the intense interest at this early point in time. Shortly thereafter I found myself reading the new book from one of my longtime theatrical heroes – Anne Bogart – *A Director Prepares*, in which she speaks of her early career experiences in Germany and the impact that the time had on her career. It was here in her pages that I discovered the Schaubuehne am Lehniner Platz and its legacy as the most respected post-War German theater under the helm of director Peter Stein. In the coming months I would direct my first production outside of academia for Flux Theater—the company I co-founded in San Francisco with fellow San Francisco State alumni—as well as enroll in my first German course at the downtown campus of City College. The last weekend of May 2002, when our production of Nicky Silver's *Fat Men in Skirts* closed, I flew to New York and shortly thereafter headed to the Williamstown Theatre Festival for a directing internship for the summer. After directing a short Richard Foreman piece and an excerpt from Sophie Treadwell's *Machinal* for the Workshop, I would travel to Berlin at the end of August to meet with various theaters in hopes of solidifying contacts as I was getting ready to apply for the scholarship.

I had written letters in the middle of the summer to the Volksbuehne, Andrej Woron and his Teatr Kreatur, and the Schaubuehne, informing them of my interest in their work and that I would be visiting Berlin and hoped to meet with them. I returned to New York for several weeks

¹ Samuel Beckett, *Endgame*, New York: Grove Press, Inc., 1958, p.13

after my internship in Massachusetts and was due to leave for Germany in less than a week. No one had written back. After numerous (and perhaps heckling) phone calls to various Berlin theater offices, I finally managed to connect with the dance department at the Schaubuehne. While working at the Magic I had come across an article about Waltz's work in Yale's *Theater Journal*. One of my primary interests in theater is physically oriented work and performance styles that incorporate movement and dance principles. Suzuki's rigorous actor training, Bogart's Viewpoints, Meyerhold's Biomechanics, and Lecoq's theories were techniques that I had encountered in the last several years and had been exploring as a means of moving away from a theater that was psychologically driven.

I arrived in Berlin and met with the dance production coordinator, who welcomed my interest in the company, and an observership was shortly in place. Waltz had been appointed one of four co-artistic directors of the theater just several years before and had since moved her company from their original home at the Sophiensaele, which was the theater she founded with her dramaturge and husband, Jochen Sandig. This was also the first time I saw the company perform live with the piece which marked their Schaubuehne premiere, *Koerper*, in what is one of the most awesome performance spaces I have ever seen. After the show I stumbled onto the sidewalk of the Ku'Damm, as the possibility of living and studying in my new favorite city seemed one step closer to coming to fruition.

In September 2002 I returned to San Francisco and began planning Flux's next production, Maria Irene Fornes' *Mud*. The week before Christmas I received a call from Donita in Washington, D.C., inviting me for an interview. The interview was scheduled for one day before *Mud* was slotted to open, but despite the hectic schedule, I was inspired to work on the production and could not wait until the end of January.

Eight days before I was scheduled to fly to Washington, and nine days before *Mud* opened, my Aunt's partner died suddenly and unexpectedly at home in San Francisco, several weeks shy of her 54th birthday. Although I had not spent time with either of them growing up, I had lived with them for the first six months after moving to San Francisco. In the six years that San Francisco has been my home, they have become two of the most important people in my life. Given the circumstances, I could not imagine dealing with the back-to-back scheduling of an opening night and a competitive interview process on the other side of the country.

I forged ahead with the interview and the production feeling that if neither of them proved successful, I would have shown up for them as best as I possibly could given the situation. So I did just that. I arrived in San Francisco about seven hours before *Mud* opened as I was just beginning to understand that, despite our many efforts and wishes, things are more out of our control than we really ever care to admit. Several days later Donita called me as I was heading out the door for work to tell me I'd been granted the scholarship. In the midst of the unjust and tumultuous recent events, this was the only thing that felt right.

It is important for me to write about these events that preceded my time in Germany for a number of reasons. As Beckett's text suggests, I have come to understand in a short amount of time that no predictable, linear trajectory exists in shaping one's career in the arts. It occurs to me now that the word *creativity* describes not only the act of directing a production or choreographing a piece of dance, but also the very means of building and thinking about a career and life in the performing arts. Losing someone so close to me just months before moving to Germany was a pivotal moment in learning how to give myself over to a path characterized by such twists and turns. The gift of operating outside of the mainstream is that time can be reconfigured to a comfort level that nurtures instead of demands. Our Western capitalist value

system, which only attaches worth to that which is tangible, easily glides past the fact that a creative voice takes time and care to distill. I have not always been a particularly patient person, but patience is something that I am learning to cultivate. What better place than Berlin, a city which each day seems to be in the process of a slow but persistent reconstruction, to allow my ideas to percolate. How often I have heard the recorded voice when calling a local business and being placed on hold, or seen the text on the screen at the Geldautomat that requests, *Bitte haben Sie etwas Geduld*. Being reminded to *have a little patience* through such mundane, everyday vehicles has been some of the best advice I have ever received.

In his production *Endstation Amerika*, director Frank Castorf's interpretation of *A Streetcar Named Desire*, the stage is manipulated and tilted into awkward and extreme angles. What is being confronted when a performer is not able to physically move through a space the way he/she is accustomed to? Furthermore, why should an expected comfort level even exist on stage at all? What are we presented with by this shift of environment and architecture? For one thing, it undoubtedly creates a much more complicated and richer experience in the work of the actor, while the simple task of upright mobility is not as easy as it normally would be. This idea flows directly into my experience of my time in Germany. Why place myself in a situation where I can get by speaking only my native language? Why surround myself with the same history as the one I grew up in? Eugenio Barba, who left his native Italy for an apprenticeship in Poland with director Jerzy Grotowski, notes that "a new orientation is possible only as the consequence of disorientation...to be disoriented means that the solutions and answers which we already possess are no longer satisfying."² These words guided me through much of my time in Germany, as I slowly but surely discovered that this place had become the focal point of my apprenticeship. While I was initially unaware of it, I have come to realize that one of the greatest opportunities Berlin has provided me with is the physical space of the city itself: space to encounter the vital lineage of German and European theater work, to further develop an abstract sense of performance, and space to consider where I had come from and where I want to head.

While Waltz and her company would spend the fall alternating between touring and presenting their repertory pieces such as *Zweiland* and *noBody* at home here in Berlin, I had the opportunity to acquaint myself with the city and to dive headfirst into an extensive theater scene. With my Anmeldebestätigung in hand and having quickly learned the true meaning of Ersatzverkehr, I was beginning to feel more and more like a local. I found myself spending half of my time in theaters, seeing not only local performers, but also those from around the rest of Europe. While I had studied and pursued forms of experimental theater in the past, the bulk of my academic theater training was similar to that of the majority of undergraduate American theater students, in that it was focused primarily on dramatic realism. Whether it was method acting classes, which were trying to instill lessons for one to be a "better" actor, or the naturalistic interpretation of material that was trying to recreate an experience that was as "true" to life as possible, I had ultimately been receiving variations of the same core lessons since I began studying theater when I was thirteen. Now, here I was in Berlin being confronted with not only the excitement and challenge of creating a home in a foreign country, but also with the form of theater that I was seeing.

I saw Michael Thalheimer's interpretations of *Emilia Galotti* and *Faust*. I saw the younger emerging generation in Sebastian Baumgarten's work. I saw Frank Castorf's set and video experimentations at the Volksbühne, and Mueller's last widely heralded production of *Der Aufhaltsame Aufstieg des Arturo Ui*. I immediately tuned into the keen perception of a German audience. Ask any other American theater practitioner who has had the opportunity to study or

² Eugenio Barba, Richard Fowler, trans., *The Paper Canoe*, London: Routledge, 1995, p.171

see performances here, and chances are that you will hear a similar response: attending a performance in Berlin or elsewhere in the country, I found time and again that I was a member of an audience that was attentively listening and carefully observing the events that transpired onstage.

I spent time at the Brecht archive watching *Mutter Courage* on video and leafing through old production photographs with the ghosts of Brecht and Wiegel playing outside; they are buried right behind their former place of residence, which is now home to the archive on Chauseestraße. I attended various events at the Sophiensaele, which serves as one of Berlin's premiere venues for the Off Theater scene. Theaters such as Hebbel am Ufer and the Haus der Berliner Festspiele became my second homes, where I saw William Forsythe and the Ballet Frankfurt, and the Polish group Teatr Cinema. I had not once had the opportunity to see these artists perform in the United States, because their American appearances range from rare to never. I visited Paris to see performances in the Festival d'Automne, where I encountered companies such as Societas Raffaello Sanzio (a current favorite) for the first time. I spent a long weekend in Cracow at the Cricoteka archive, pouring over videos of *The Dead Class*, *Wielopole*, *Wielopole*, and *I Shall Never Return* from the iconic Tadeusz Kantor and his Cricot 2 company, who somehow was never mentioned to me in my undergraduate study, and then literally stepped through time as I wandered the basement of the archive, which is a museum filled with old prop and set pieces. At the same time, I saw the New York-based American directors and companies such as Big Art Group, Richard Maxwell, and the Wooster Group, whose touring productions simply do not travel to the West Coast of the United States. Between my geographical surroundings and the theater that I was seeing, there was not much I could find in my day-to-day life that seemed remotely familiar. I was both awed and disoriented—if not sometimes shocked—by what was going on around me as the idea of *Verfremdungseffekt* began to take on a whole new meaning other than the Brechtian one. I found myself with a new artillery of favorite theater companies, an alarming addiction to Kaeseschnecken from the local Lessin bakery, and the realization that almost 6,000 miles from San Francisco, this was in fact exactly what I needed.

During the fall I was also able to see the entirety of Waltz's recent body trilogy (*Koerper*, *S*, and *noBody*) in which the physical human landscape was itself the focal point of the performances. These were not beautiful dances perpetuating a classical form, but instead were dialogues about our relationships to our physical selves and others. Collectively, the pieces suggest an extended exploration of Helmuth Plessner's idea of not only *having* a body but *being* a body.³ *Koerper* features a sequence which involves one dancer being grasped by the flesh of the torso, lifted, and then violently brought to the ground with a thud. Such actions by the dancers in which physical harm or pain is done to the body evoke this experience of *being* the physical self instead of simply *having* it.⁴

However, the work that I observed was a departure from this corporal dramaturgy. January marked the beginning of my observership with Waltz and her core of international dancers. The first several weeks of rehearsals would be held just down the street from my apartment at Villa Elisabeth – a 19th century building attached to St. Elisabeth's church on Brunnenstraße. On the first day I made my way through a snowy Prenzlauer Berg and down the hill through Weinbergsweg to meet the dancers who would create the piece. This would be a much smaller production than those in the last several years and was composed of a small group of seven.

³ Erike Fischer-Lichte, *The Show and Gaze of Theatre: A European Perspective*, Iowa City: University of Iowa Press, 1997, p.252

⁴ Ibid p.253

Similarly, seven different nations were represented by the dancers involved: Spain, France, Portugal, Argentina, China, Israel, and Canada.

The musical foundation of the piece was also a major departure from her previous work, as an original musical composition would not be developed alongside the choreography as it usually was. In fact, the score of the piece was one of the most well known in classical music: Schubert's *Impromptus*, which also served as the name of the production. The piece would be danced on a bare, geometric stage consisting of two sharp-edged, rectangular platforms, one raised slightly higher than the other. Along with the ensemble of dancers the piece would also feature live piano accompaniment of Schubert's music, as well as a vocalist performing songs with lyrics by Goethe, Schiller, and Heine.

In addition to the body, Waltz's work has also investigated contemporary German culture in the post-War period. In 1997, *Zweiland* confronted both the reunification of Berlin as well as the larger German state, and the difficulties of merging the two psyches of East and West. This exploration of Germany was once again a theme in *Impromptus*. In the performance, oppositional forces were examined through the filter of German consciousness: light and dark, solace and chaos, reparation and destruction. From pedestrian sequences of running to the classical form of the duet, the first half of the piece could be viewed as pre-war Germany: romantic and jovial. The midpoint of the piece involved what Waltz referred to as "sculpture" in the rehearsal process; the moment presents one of her signature theatrical marks as a couple walks across the shadowy space (dimly lit by a large, ominous movie set light from the German Democratic Republic), half naked with the exception of boots filled with water. After this short and perhaps self-ironic sequence involving overtly light-hearted piano music accompanied by equally upbeat singing and banal marching from the dancers, the segment shifts to a darker confrontation. Two of the dancers spread various colored powders over the bodies of the other five. From head to toe they are smothered by a devastating history as they stand in place on stage marked and soiled. One of the dancers collects his water-filled boot and begins to pour the contents over the feet of each dancer, producing trickles of colored pigment against the stark white stage. The trails of colored water run down the length of the stage and drip off onto the stainless steel floor, leaving the entire playing area covered in a wash of colors. The stage remains stained for the second half of the piece, suggesting that although history is moving forward, and despite closure with a reconcilable duet, the marks left behind will forever remain.

During my time with Waltz I observed these sequences as well as the development of the work in its entirety over a four-month period. I watched as the partners in the duets created their own choreography, which they presented to Waltz, who then filtered and refined the material. I observed the groups' improvisation and the process through which they wove an original composition. I saw them explore free association of themes and then allow those ideas to evolve into an event. With several exceptions, I had predominantly created theater that was grounded in text and structured around a dramatic, linear narrative; thus, the form and content of the work that I was being exposed to was dealing with postmodern performance issues that I had in many ways just begun to confront, such as fragmentation and a discontinuous, open form.⁵ I had the opportunity to consider not only the work that I was seeing develop in rehearsal, but also the previous work I had done over the last several years in San Francisco. Observing the work provided me with the creative material and space to deepen my understanding of the dramaturgy and aesthetic of contemporary performance.

⁵ Ibid p.261

Observing this work and seeing the performances has afforded me a context for distilling my ideas about the kind of performance that I want to create in the future. This is, in fact, the greatest opportunity that my time in Germany has had to offer. I recently flipped through one of several of my journals from the year, which is overflowing with ticket stubs and notes on productions. Having the time and space to think about the various works I have encountered is a gift upon which value cannot be placed. In addition to what I was seeing, I discovered contemporary criticism from various sources, such as local Berlin professor Erika Fischer-Lichte, the U.K.-based journal *Performance Research*, and American writers in the field of Performance Studies, such as Joseph Roach, Philip Auslander, and Peggy Phelan. Best of all, I was continually presented with difficult questions and engaged in new concepts by my first and best Berlin friend, playwright and Freie Universitaet faculty member Dr. Jens Roselt, who joined me in numerous performance adventures throughout the city and for whose friendship I will be forever grateful.

As my ideas about theater and performance were changing on a daily basis, this was also the first time I had lived outside of the United States. I made a conscious choice during the year not to return to the United States after arriving in Bonn last summer, but instead to immerse myself in the experience of living abroad. This afforded me

the opportunity to catch my first true glimpse of what it means to be a citizen of the world's only Super Power. Following the outbreak of the Abu Ghraib prison scandal I found myself marching up Unter den Linden in my first anti-war protest, having never felt so ashamed of being American as shouts of, "*George Bush – Terrorist! Und Rumsfeld – Terrorist! Und Tony Blair – Terrorist!*" filled the air. I had various discussions with German friends about the recent events. "*Es gibt keinen sauberen Krieg,*" I heard from an older friend one night over dinner in Schoeneberg, which was a statement that concerned me, as it seemed to suggest that this type of abuse was a natural part of being at war and should therefore be tolerated. I would agree that there is no such thing as a *clean war*, but that does not remotely justify the kind of exploitation that was going on at Abu Ghraib. While I would have been outraged had I been living in the United States, my newly developed, distinct sense of otherness was clearly a contributing factor in light of the prison scandal.

My mother's family is primarily of Polish ancestry and my father's of Ukranian, Hungarian, and Austrian. All of my grandparents were born in the United States; it was my great grandparents who immigrated. When I was growing up, we were members of a conservative Jewish congregation in which I was bar mitzvahed by the same rabbi who bat mitzvahed my sisters and married my parents. I can remember occasional anti-German sentiment regarding the country and the history of the war, and I had a distinct sense that not only would I probably not have many German friends in my lifetime, the thought of ever living in the country itself was preposterous.

When I was granted the scholarship and I began telling family and friends, I was greeted with a variety of negative responses. I heard everything from "Sorry, but I won't come visit you," to "why would you want to live there?" I was not interested in living in Germany with the hopes of coming to a greater sense of healing or to have an emotional catharsis for myself, American Jews, or the collective Jewish race. However, I am interested in if, and how, we each come to terms with the inherently fractured state of the world. On their website, performance company Goat Island addresses their new piece, *When Will the September Roses Bloom Again?*, writing that it "questions our place in a damaged world and our aptitude at repairing it." I have found myself asking similar questions during my time in Germany and have found that there is simply no easy answer. If we continue to be uncomfortable in approaching history then when, and with whom, does the contemporary dialogue begin?

In retrospect I cannot say what I had anticipated from the perspective of my background. I knew that the issue would clearly have a presence because it was simply too significant, but the manner in which this would manifest was unclear. The most striking observation about my experience of being Jewish in Germany occurred to me early on, yet continues to unfold today: I am the only person of Jewish descent that most of my German friends have ever met and known. I vividly recall a weekend visit to Cologne early on during the language course, during which a friend alluded to the fact that the only Jews he knew were those he saw on television when he was growing up. I realized in such moments just how layered these questions were that had begun surfacing about identity, culture, and lineage. I recognized that I was not simply living in Germany, but I was instead, as Judith Butler notes from her own experiences, going to “take up some German space.”⁶

Inhabiting that space, I was confronted with the fact that I was the only “representative” of a race of people for my German friends. How was I to deal with the inherent complications within that framework which seems to suggest that there is only one way of “being Jewish”? Had I not been here, would they have met other Jews? I often feel that German-Jewish intrigue comes to take the form of a tangible, emotional presence between myself and my German friends. Helene Cixous succinctly captures this in her *Rootprints* writing:

The other in all his or her forms gives me *I*. It is on the occasion of the other that I catch sight of *me*; or that I catch me at: reacting, choosing, refusing, accepting. It is the other who makes my portrait. There is a *positive incomprehension*: the fact that the other is so very much other. It is so very much not me. And luckily. It is so very much not me. The world is mistaken. It imagines that the other takes something from us whereas the other only brings to us, all the time.⁷

I feel blessed to have developed several close friendships from my time in Germany with people who I know will forever be in my life as friends and colleagues. I also acknowledge the awkwardness and difficulty that they continue to face in coming to terms with their individual family histories as well as in the context of the greater German culture.

My time in Germany has been marked by confrontation in various manifestations: personal, creative, and cultural. I cannot think of any other location than Berlin where my ideas about theater could develop and change as much as they have. Having come directly to Germany after a significant period marked by productions and projects that involved directing theater, one of my greatest challenges was to understand that this period was not product oriented. I have not been directing. I found myself confronted with an existential dilemma: could I *really* still be a theater director and not direct anything for a year? What about two? Two and three quarters? The answer of course is yes, and more importantly, I arrived at the understanding that the experience of not producing work, perhaps on more than one occasion throughout a career, is imperative in creative development. This past summer I was asked where I wanted this experience to take me, and how I thought I would apply it in the future. How could I really answer that question? *Something is taking its course.*

⁶ Judith Butler, *Reflections on Germany in Queer Theory and the Jewish Question*, Daniel Boyarin, Daniel Itzkovitz, Anne Pellegrini, Editors. New York: Columbia University Press, 2003, p.396

⁷ Helene Cixous, Mireille Calle-Gruber, *Rootprints – Memory and Life Writings*, trans. Eric Prenowitz. New York: Routledge, 1997, p.13

Alexander Jurjevitsch Antonovskiy

Bundeskanzler-Stipendium – ein Beitrag zur Weltgesellschaft!

Background: 1991-1996 Studium an der Fakultät für Philosophie an der Staatlichen Lomonosov-Universität, Moskau

Project: Systemtheorie und Erkenntnistheorie aus soziologischer Sicht: „Gesellschaft der Gesellschaft“ von Niklas Luhmann.

Currently: Dr. phil., wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Philosophie der Russischen Akademie der Wissenschaften, Moskau;
Verantwortlicher Sekretär der Zeitschrift „Epistemologie und Wissenschaftsphilosophie“

Bundeskanzler-Stipendium – ein Beitrag zur Weltgesellschaft!

Alexander Antonovski

Jetzt ist die wunderbare Zeit meines Aufenthalts in Deutschland zu Ende. Mannigfaltige Empfindungen überlagern sich und aus diesem Durcheinander versuche ich jetzt, die Hauptereignisse meines 17-monatigen deutschen Lebens zu eruieren. Habe ich in Deutschland gewohnt oder gelebt? War diese Erfahrung so lange Abwesenheit wert – außerhalb meines Landes, meiner Freunde, meiner Arbeit? Das waren die Fragen, die ich mir jetzt stelle.

Prolog in Moskau

Beginnen wir mit der Auswahl Sitzung noch in Moskau, die an sich bereits eine Herausforderung war und als Präsentation der Führungsqualitäten gedacht war. Der Ort der Präsentation selbst (nämlich das Museum für antike Möbel) stand im krassen Widerspruch zur unternommenen Veranstaltung zur Erschließung der kreativen und innovativen Persönlichkeiten, die ihren Erfolg nachweisen sollten. Diese Führungseigenschaften machten mir damals Sorge. Ich war nämlich nicht ganz sicher, ob der Erfolg an sich bereits ein Kennzeichen für *Leadership* wäre. Was für eine rätselhafte Eigenschaft erwartete man von mir? War es etwas Charismatisches, was nur kommunikativ in Erscheinung träte, wenn die Kommunikationspartner sich zu unterordnen oder wenigstens deine Führung zu akzeptieren bereit wären? War etwas in dieser Richtung von den Ausschussmitgliedern zu erwarten, die sich doch ihrerseits ganz sicher als Führer betrachteten und beliebige Führungsansprüche von anderen vielleicht als eine Art Konkurrenz, vielleicht sogar als Gefahr wahrnehmen würden? Man musste irgendwie – dachte ich – zwischen der Überheblichkeit von Szilla und der Bescheidenheit von Charibda durchschlüpfen. Gut gedacht war diese Idee aber trotzdem kontraproduktiv, weil meine Haltung während der Konversation mit einigen (älteren und gutmütigen) Ausschussmitgliedern als eine den Auswahlprinzipien eher widersprechende Anspruchslosigkeit empfunden wurde, während die Jüngeren es seltsamerweise eher als eine Art Hochmut auffassten.

Rückblickend würde ich künftigen Bewerbern empfehlen, eine härtere Verhaltenslinie anzuwenden, denn die Ressentiment beladenen Kommissionsmitglieder haben offensichtlich Stimmenminderheit.

Die Schwäche meiner Position bestand auch in der vielleicht überflüssigen akademischen Orientierung meines Projektes. Mit viel Mühe konnte ich aber meine Kommunikationspartner überzeugen, dass in meinem Falle ein akademisches Forschungsprojekt, das der Rekonstruktion der einflussreichsten soziologischen Theorie gewidmet war, in erster Linie eine sozial-relevante Aufgabe und von besonderer Bedeutung gerade für die Entwicklung interkultureller Dialoge zwischen der russischen und deutschen Wissenschaft wäre.

Bielefeld – Wiege deutscher Länder

Bielefeld, wo mein Projekt ausgeführt wurde, ist vielleicht das ruhigste Zentrum der sich stürmisch entwickelnden Weltsoziologie. Es ist merkwürdig, dass die Bielefelder Reform-Universität gerade im Teutoburger Wald liegt – gar nicht weit von dem Ort, wo zu Beginn unserer Zeitrechnung ein berühmter deutscher Stammeshäuptling Germanik (Arminius) die römische Expansion aufgehalten hat. Und gerade in dieser Region also wohnte und arbeitete

Niklas Luhmann – der rätselhafteste und wohl einflussreichste Soziologe der Moderne, der den Ruhm der soziologischen Weltmacht der deutschen Wissenschaft zurückgebracht hat.

Während dieser 17 Monate musste ich so oft und in so vielen Situationen über mein Projekt berichten, dass ich ihm gegenüber gewisse Abneigung zu erleben begann. Es bestand in zwei großen Teilen: in meiner Übersetzung einer Reihe von Hauptwerken der so genannten deutschen Klassiker der Soziologie ins Russische, vor allem seines letzten und wichtigsten Buchs „Die Gesellschaft der Gesellschaft“. Zusätzlich führte ich eine Untersuchung des epistemischen (auch naturwissenschaftlichen, systemtheoretischen und logik-mathematischen) Kontextes dieser umfangreichen soziologischen Theorie durch. Ich möchte meine hypothetischen Leser nicht ermüden und sage lediglich, dass das Verstehen der modernen, seinem Gegenstand (der Gesellschaft) angemessenen soziologischen Theorie nur auf Wissensgrundlage über deren breiteste Kontexte möglich wäre – über mannigfaltiges wissenschaftliches Wissen im Bereich von Biologie, Neurophysiologie, mathematischer Logik, Wirtschaftstheorie, allgemeiner Systemtheorie und Kybernetik. (Dass wir nicht den Gegenstand der Theorie, also die Gesellschaft, verstehen müssen, sondern die Theorie an sich, ist ganz andere Frage und soll hier nicht diskutiert werden.) Mein Projekt bestand gerade in der Explizierung dieser interdisziplinären Voraussetzungen der in Deutschland entwickelten soziologischen Theorie der Weltgesellschaft. Das Herausfinden dieser Prämissen führte mich zu dem ziemlich zu erwartenden Schluss, dass die Theorie der Weltgesellschaft ihrerseits ein Ergebnis der Weltgesellschaft ist und dass deren Quelle und Autoren nicht nur in der deutschen, sondern auch in der amerikanischen Wissenschaft zu suchen und zu finden sind. Dies wurde der Ausgangspunkt für meine neue Forschung, die ich jetzt in den USA zu beginnen plane.

Die Universität überraschte mich durch seine räumlichen Dimensionen. Das Ganze erinnerte mich stark an einen gigantischen Kraken. Die Eingangshalle der Uni allein übertraf wohl den Frankfurter Hauptbahnhof, und von dieser ausgehend sprangen in alle Richtungen mächtige Fühler der mehrstöckigen Fakultätsgebäude. Sogar ich, gewöhnt an unsere Moskauer Gigantomanie, war ziemlich verblüfft. Die Arbeitsbedingungen waren dementsprechend hervorragend. Hilfsbereitschaft seitens der Mitarbeiter und die Hilfe meiner Betreuer haben alles Mögliche getan für die erfolgreiche Umsetzung meiner Forschungsziele in Deutschland.

Manche Schwierigkeiten hatte ich mit der Bibliothek. Obgleich riesengroß und bequem, beinhaltete sie merkwürdigerweise nur wenige Exemplare der von mir benötigten Bücher. Die meisten waren entliehen. Diese Schwierigkeit ließ sich allerdings leicht vermeiden. Man brauchte lediglich zur Bibliotheksleitung gehen und sich wegen dieser Mängel zu beschweren. Daraufhin wurden von der Bibliothek neue Exemplare bestellt. Wenn unsere russischen Bibliotheken nur so eine Praxis hätten!

Amerikaner

Die Ideen des Bundeskanzler-Stipendienprogramms entsprachen am besten dem Wesen meines Forschungsprojektes. Dieses Stipendium war ein Resultat und zugleich auch ein Ausdruck der weltgesellschaftlichen und globalistischen Realien. Als solche (wie jeder globale Anspruch) wirft es aber auch manche Fragen auf und schafft neue Demarkierungen. Warum just Russen und Amerikaner? Sind alle Nationen gleich, manche aber gleicher? Die beabsichtigte interkulturelle Zusammenführung führte, gerade unter Russen und Amerikanern, anschaulich diejenigen Probleme vor, die bei dem Aufeinandertreffen von verschiedenen Kulturen und Lebensweisen auf engem Kommunikationsraum immer wieder entstehen. Solch ein enges Zusammenleben kann ganz unterschiedliche Folgen haben: sowohl zu einem Kulturaustausch und gegenseitigem Einverständnis als auch zu Feindseligkeit und Konflikten. Soweit wir feststellen konnten, hatte

die vorherige Buka-Generation eine Wand des Unverständnisses zwischen sich aufgebaut. Im Falle unserer Generation bildete sich die Kommunikation unter uns nach anderen Mustern heraus: eher nach psychischer Disposition, intellektuellen Erwartungen und Ausbildungsniveau. In den sich herauskristallisierenden Minigruppen und kommunikativen Präferenzen wurde der kommunikative Code *russisch/amerikanisch* allmählich verwischt. Merkwürdigerweise aber wurden manche Vorurteile bezüglich der Charakteristika der jeweils anderen Kultur sogar verankert und konserviert. Von nun an spielten sie aber keine kommunikativ-relevante Rolle. Man betrachtete es als eine Tatsache, die einfach in Kauf zu nehmen war.

Was mich persönlich anbetrifft, wurden manche meiner Vorurteile in Bezug auf Amerikaner gewissermaßen bestätigt. Da waren z. B. ihre "Belehrungspassion", gewisse Unreflektiertheit (die unerschütterliche Überzeugung in die eigene Gerechtigkeit), Unifikationismus, pathologische Angst vor Differenzen sowie Tabuisierung der Diskussion über diese Verschiedenheiten. Leider muss ich gestehen, dass auch wir, Russen, etliche peinliche amerikanische Erwartungen von uns teilweise verstärkt haben. Manchmal demonstrierten wir irgendeine mittelalterliche Intoleranz in Bezug auf gewisse Erscheinungen (Homosexualität usw.), und dabei behaupteten wir mit einem großen Aplomb unsere Zugehörigkeit zur europäischen Kultur.

Ich muss auch gestehen, dass ich diese „schlechten“ Eigenschaften den „anderen“ Amerikanern zuschrieb, während sich im Rahmen meiner eigenen Referenzgruppe diese „typisch-amerikanische“ Verhaltensweise irgendwie in hübsche individuelle Schönheitsfehler transformierte. Ich denke, dass sich dieselben Prozesse auch in den anderen Minigruppen abspielten, in die sich unsere gesamte Gruppe teilweise gespalten hatte: intensive Kontakte, nähere Bekanntschaften führten notwendig dazu, dass die kommunikative Kennungsmarke *eigenes/fremdes* sich nicht mehr in der Form *russisch/amerikanisch* verkörperte, sondern daraus resultierte, zu welcher Minigruppe man gehörte – ganz unabhängig von nationalen Differenzen!

Ein paar Worte will ich auch zu denjenigen Vorurteilen sagen, die – mindestens in meiner eigenen Wahrnehmung – völlig vertrieben wurden. Es betrifft hauptsächlich zwei bei uns stark verbreitete Mythen: von einem nicht sehr hohen intellektuellen Niveau eines durchschnittlichen Amerikaners und insbesondere von der extremen Oberflächlichkeit derer persönlichen Beziehungen zueinander, von derer Unfähigkeit zu „wahren“ oder „intimen“ Freundschaften und andere Absurditäten. Ich stelle mir immer wieder die Frage, wie in unserer Gesellschaft solche Vorstellungen überhaupt entstehen können? Ist es eine indirekte Weise der Selbstverherrlichung oder ein Mittel der Überwindung des in Russland inzwischen tief verwurzelten Ressentiments?

Letztendlich war in der Kommunikation mit denjenigen, mit denen ich mich besonders anfreundete, die Frage der nationalen Identität in so großem Maße inaktuell geworden, dass die Künstlichkeit aller solcher Identitäten und aller Welteinteilungen durch staatliche Grenzen besonders offensichtlich geworden ist. Deswegen möchte ich mich bei den Schöpfern dieser sinnvollen Idee, zwei Völker und zwei verschiedene Kulturen auf deutschem Boden zusammenzuführen, sehr bedanken!

Einführung in Deutschland

Das Studium der deutschen Sprache in Bonn wurde von unerträglicher Hitze begleitet. Weder im Hotel, noch im Sprachinstitut gab es (selbstverständlich) eine Klimaanlage. Ich besuchte den Unterricht in einer Gruppe, die lediglich aus einer Person bestand – mir nämlich. Alle Fragen der Lehrer richteten sich an mich, niemand konnte mir vorsagen noch die Aufmerksamkeit der Lehrer auf sich lenken. Nach sechs Stunden unaufhörlichen Kommunizierens mit den Lehrern

fühlte ich mich völlig erschöpft. Allmählich aber und ziemlich unerwartet fühlte ich in mir eine seltsame Abhängigkeit auftauchen. Irgendwie konnte ich nicht mehr ohne das existieren. Es war vielleicht ähnlich derjenigen intimen Abhängigkeit, die manchmal zwischen einem Psychoanalytiker und einem Patienten entstehen kann. Übrigens war es gar nicht so erstaunlich – innerhalb sechs Stunden kann man alles von sich selbst und seinem Leben erzählen und sogar ein wenig hinzu erdenken.

Sofort nach dem Abschluss des Sprachunterrichts fing das Einführungsseminar an. Die hervorstechende Besonderheit des Bundeskanzler-Stipendienprogramms ist das von der Stiftung vorgesehene intensive Studium des deutschen kulturellen, politischen und religiösen Lebens, was zahlreiche Treffen mit wichtigen Persönlichkeiten voraussetzt. Diese Kontakte waren so intensiv, dass der trügerische Eindruck entstand, dass Deutschland nicht ein friedliches Land mit einer der mächtigsten Wirtschaft Europas ist, die eine vorläufige Rezession erlebt, sondern ein Staat, der von sozialen und politischen Widersprüchen zerrissen wird, wo unsichtbare, sich jeder Integration widersetzen muslimische Subkulturen existieren (behaupteten konservativere Politiker); oder ein Land, in dem der Sozialstaat und die Wirtschaft völlig ruiniert ist. Nach diesen Treffen gingen wir ins Freie und mühten uns draußen vergeblich, diese Spuren der wirtschaftlichen Erschütterungen und sozialen Streitigkeiten zu entdecken. Und man konnte sich nur schwerlich vorstellen, dass der friedliche Türke aus einem benachbarten Döner-Imbiss sich am Abend in seine Subkulturen zurückziehen würde, wo er heimlich allerlei Hindernisse auf dem Wege der Integration in die deutsche Gesellschaft schmiedete. Ohne wirkliche Probleme in Deutschland verneinen zu wollen, darf man wohl trotzdem sagen, dass Politiker aller Länder ihre eigene Welt konstruieren, in der sie dann leben. Und diese Welt unterscheidet sich wesentlich von der, in der ein einfacher Mensch lebt.

Besonders beeindruckend waren die Veranstaltungen in wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Institutionen während des Einführungsseminars und später auf der Reise durch Deutschland, die im Frühling stattfand. Die Kontraste waren manchmal schockierend. Den Meisterwerken aus dem Zwinger, der Münchener Pinakothek und Führungen durch majestätische Kathedrale folgte z. B. der Besuch einer ökologisch-reinen Landwirtschaft mit allen charakteristischen Attributen – Mistgerüche sowie gesunde und reine Ferkel und Kälber. Die Städte, die wir besuchten (Dresden, München, Freiburg, Karlsruhe), zählen vielleicht zu schönsten Städten Deutschlands. Ich vermute, dass diese Reise als eine Erinnerung an die Wanderungen von A. v. Humboldt gedacht war. Wenn dem so wäre, ist es völlig gelungen. Ich fühlte mich als ein echter reisender *Scholar*. Und die deutsche Gastfreundschaft war dabei beispielhaft.

Als wir in Europas Hauptstadt Brüssel eingetroffen waren, hatten wir Gelegenheit, den modernen Zeitgeist zu berühren. Europäische Vereinigungsprozesse und -probleme waren an der Tagesordnung. Es war aber auch ein wenig beleidigend zu sehen, dass unser Land abseits von diesen Prozessen steht. Und wie ich nach allen Treffen und Veranstaltungen in der Europäischen Kommission beurteilen konnte, demonstrierte auch die Brüsseler Bürokratie eine schlecht verheimlichte Gleichgültigkeit in Bezug auf die Möglichkeit des Eintritts von Russland in die Europäische Union. Die Frage wäre dann zu stellen, ob die Europäische Union sich selbst überhaupt „europäisch“ nennen darf, wenn das größte Land Europas sich an der Peripherie des europäischen Prozesses bewegt? Es ist vielleicht die Aufgabe unserer Buka-Generation, diese Situation zu verbessern.

P.S. Im Juli fand auch das Treffen mit dem deutschen Bundeskanzler Gerhard Schröder statt. Der Inhalt der Veranstaltung hielt für uns ein paar Überraschungen bereit. Ich möchte mich aber nicht dazu äußern; soll es ein Geheimnis bleiben.

Jamie Chan

Their Cities are Prettier

Background: Master of Architecture, Columbia University (2001);
B.A. in Environmental Design, University of Pennsylvania (1998)

Project: A Model to Follow: Sustainable Practices in Germany

Currently: Designer, Atelier Dreiseitl, Überlingen

Their Cities are Prettier

Jamie Chan

I hate Nature, I hate Nature, I hate Nature. Diese Wörter wiederholten sich heute Morgen an der Leinwand im Büro. Es war der Titel eines Vortrages über die Arbeit der berühmten amerikanischen Landschaftsarchitektin Martha Schwartz, gehalten von einem Kollegen aus den USA, der ebenfalls nach Deutschland gekommen ist, um einen Weg zu finden, wie man die amerikanische städtische Umgebung verbessern könnte. Das „Sprawl“-Phänomen, die landschaftsverbrauchende Zersiedelung des städtischen Umlands, setzt sich in den USA immer noch fort, und die Menschen, die es umsetzen, führen die Entstellung ihres Heimatlandes weiter fort, ohne mit der Wimper zu zucken. Hassen die Amerikaner die Natur? Versperrt Natur den Weg zur Bequemlichkeit? Können Natur und Stadt nicht miteinander auskommen? Wir zerstören Grünland, damit weiter Siedlungen gebaut werden können. Allerdings sind die neuen Bebauungen in den USA keine richtigen Städte; sie werden „Randstädte“ – *Suburbia* –, die alle gleich aussehen, egal ob man in Colorado oder Florida ist.

Warum sind unsere Städte, neue und alte, viel hässlicher als die deutschen? Diese Frage habe ich mir selbst immer wieder gestellt während der fünfzehn Monate, die ich in einem Land gewohnt habe, dessen Städte gemütlich, grün, lebendig, und menschlich sind. Dass es der amerikanischen städtischen Umgebung schlecht geht, ist meinen Kollegen hier nicht unbekannt. In vielen Diskussionen tauchen amerikanische Städte als negative Beispiele auf. Fehler, die man eher nicht nachmachen sollte. Warum das so ist, wird kaum diskutiert. Es ist einfach eine akzeptierte Tatsache, dass es in Amerika halt so ist. Zuhause ist der Zustand, der bezüglich unserer Umgebung auch selten vom Publikum herausgefordert wird. In Bezug auf bebaute Umgebung gibt es in den USA eine erstaunliche Ignoranz gegenüber Hässlichkeit.

Klar sind unsere Städte jünger als die deutschen, und deshalb reflektieren sie nicht das gleiche historische Erbe. Jedoch sind auch viele deutsche Städte relativ neu. Sie wurden nach dem zweiten Weltkrieg wiederaufgebaut. Trotzdem haben sie einen hohen persönlichen Charakter und Qualität. Die Natur ist überall in der Stadt umarmt und wird nicht nur als etwas Fremdes empfunden, das außen vor bleiben soll. Die Bürger sind ihrer Stadt sehr stark verbunden, sowohl im Geiste als auch körperlich. Meistens wohnen sie in der Stadt (86% der deutschen Bevölkerung wohnen in Städten), arbeiten in der Stadt, kaufen in der Stadt ein und nehmen an kulturellen Veranstaltungen in der Stadt teil. Es gibt ein großes persönliches Interesse an der Stadt, weil sie für die meisten Bürger das Zentrum bleibt, in dem sich ihr Leben abspielt.

Einige Bemerkungen über die typische deutsche Stadt zeigen den Respekt, den die Bürger vor ihrer Stadt haben. Ich habe nicht einmal in Deutschland gesehen, dass jemand auf den Bürgersteig spuckt. Das finde ich außergewöhnlich. Zuhause muss ich auf der Straße ständig aufpassen, wo ich hintrete. Mir ist sogar schon auf die Windschutzscheibe gespuckt worden, als ich mit dem Auto unterwegs war! Wahrscheinlich hat das etwas damit zu tun, dass der Boden der Stadt hier sehr schön mit Kopfsteinen gepflastert ist. Diese Straßen mit ihren verschiedenen großen Steinen und Mustern fügen eine interessante Struktur hinzu. In Freiburg zum Beispiel gibt es viele schmückende Mosaiken aus heimischen und lokalen Steinen. Es ist, als ob die Stadt mit einem schönen Teppich bedeckt ist, der insbesondere für die Fußgänger ausgelegt ist. Man tritt nicht auf tristen Asphalt, sondern auf Kunst, die mühsam Stück für Stück gelegt ist. Wegen der Unebenheit der gepflasterten Straßenfläche müssen die Fußgänger auf ihre Füße achten, und dies verstärkt noch die Aufmerksamkeit und die Sensibilität der Bürger ihrer Umgebung gegenüber. Auch die Autos sind von dieser Unebenheit betroffen. Sie verhindert hohe Geschwindigkeit;

somit sind die Straßen der Stadt sicher und menschenfreundlich. Ein Nachteil des Kopfsteinpflasters jedoch sind die gegenüber normalem Asphalt und Beton viel höheren Kosten für Konstruktion und Pflege.

Aber hier gibt es offenbar einen Hauptunterschied zwischen Deutschland und Amerika, nämlich in der Einstellung dazu, was in einer Stadt wichtig ist. In deutschen Städten gibt es die Bereitschaft, mehr Geld und Mühe zu investieren, damit die Stadt schöner für ihre Bewohner bleibt.

Zum Thema Autos in der Stadt ist die Einstellung in Deutschland anders im Vergleich zu den USA, obwohl beide Gesellschaften sehr stark von der Autoindustrie dominiert sind. Wie das Steinpflaster sind die Straßen eng geplant, um die Geschwindigkeit der Autos zu reduzieren. Städte planen selten Parkplätze im Freien, wenn neue Bebauungspläne erstellt werden müssen. Stattdessen wird die Frage der Parkplätze mit Tiefgaragen gelöst. Dies entfernt leere Autos von großen Flächen und erhält damit Raum für menschliche Aktivität, anstatt nur ein leerer Standort für das Lagern der Autos zu sein. Der Mensch ist hier der Maßstab. Die Stadt ist einladend statt entfremdend.

Wenn Parkplätze in der Stadt unvermeidlich sind, sind sie häufig mit Natur durchsetzt. Oft inkorporieren Bauherren aus ästhetischen und umweltfreundlichen Gründen Rasen, Steine, Erde und Kies anstelle von Asphalt. Einerseits ist die typische versiegelte Fläche der Stadt minimalisiert und die grüne Fläche ausgeglichen. Andererseits bietet dieser Art Boden eine poröse Fläche, durch die das Regenwasser versickern kann. Dadurch wird die Grundwasserneubildung unterstützt, der Abfluss von Oberflächenwasser vermindert und die Belastung eines Entwässerungssystems reduziert. Obwohl diese Bauweise teurer als Asphalt- und Betonpflaster ist, ist sie trotzdem weit verbreitet, was einmal mehr beweist, dass die Leute nicht viel dagegen haben, ein bisschen mehr zu zahlen, um ihre Umwelt zu verschönern.

Die Natur wird auch als Maßnahme gegen schädliche Abgase der Autos verwendet. Während in den USA kaum Fassadenbegrünungen existieren, sind sie in deutschen Städten häufig zu sehen. Die Kletterpflanzen verbrauchen schädliches Kohlendioxid und produzieren Sauerstoff. Ihre Blätter binden Staub und Keime und reduzieren Lärmbelastungen. Nicht zuletzt fördert das Grün die Lebensfreude.

Einer der wichtigsten Punkte für mich ist, dass in vielen Städten die Priorität den Fußgängern, Radfahrern, Bussen und der Straßenbahn gegeben wird. Was wir in den USA alternativ nennen, sind in den meisten deutschen Städten eigentlich die Hauptverkehrsmittel. Der öffentliche Transport ist ein wesentliches Element, das die Bürger mit ihrer Stadt in einer weniger Umwelt belastenden und bequemen Art und Weise verbindet. Sobald die Fahrgäste aussteigen, sind sie mitten in der Stadt. Sie gehen zu Fuß hin und her und erhalten sich damit eine Gemeinschaft mit den Geschäften und dem Einzelhandel, die die Stadt lebendig halten. Wenn die Leute durch die Straße laufen oder Fahrrad fahren, dann haben sie eine direkte Beziehung zur Natur; sie werden gut auf den Rhythmus der Natur eingestimmt. Der Wechsel des Wetters und der Temperatur betrifft die Leute. Im Gegensatz dazu sind die meisten Amerikaner in ihrem Alltag von der Natur weit entfernt. Man steigt ins Auto ein, fährt zum Ziel, geht ins Gebäude, in dem es immer klimatisiert ist. Alles ist erreichbar, ohne sich auch nur einmal Wind und Wetter aussetzen zu müssen.

Die Natur zeigt sich auch im städtischen Freiraum auf andere kultivierte und kontrollierte Art. Bunte Blumen wachsen in den Blumentöpfen und sind überall zu sehen, auf Fensterbrettern, auf Bürgersteigen, auf den Dächern, am Brückengeländer, in Gärten und so weiter. Die Blumen, zusammen mit Pflanzen und Bäumen, weichen die urbane Umgebung auf und machen die Stadt

attraktiv. Mit ihrer angenehmen Vielfalt vereinen sie die Stadt und verbinden sie mit Korridoren, die aus grünen Flächen wie Parks, Wiesen, Uferzonen, Spazierwegen, Spielplätzen, Friedhöfen und privaten Gärten bestehen. Diese grünen Korridore flechten die Stadt zusammen und verbinden sie mit den natürlichen Gebieten außerhalb der Stadt. Dies sind normalerweise Landschafts- oder Naturschutzgebiete, in denen die Neubebauung sehr stark reguliert wird. Die Vorschriften respektieren die Geschichte, die traditionelle Nutzung und die Ökologie der Gebiete und erhalten dementsprechend den bestehenden Zustand für landwirtschaftliche oder freizeithliche Nutzungen.

In der Theorie funktioniert das Schutzgesetz ganz gut, aber während meines Aufenthalts im Stadtplanungsamt habe ich häufig beobachtet, wie hart die Stadtplaner kämpfen, um die Anforderungen zu erfüllen, die das Wachstum der Stadt stellt. In der Stadt Freiburg, die ständig weiter wächst, ist es schwierig, neue Gebiete zu entwickeln. Da die Umweltschutzvertreter streng sind, werden viele Verzögerungen in den Planungsverfahren verursacht. So wird sichergestellt, dass die wichtigste Flora und Fauna nicht zerstört wird und dass Ausgleichsmaßnahmen gefunden werden, bevor das Verfahren weitergehen kann. Dann ist es bei der Planung wichtig, auf eine angemessene städtische Dichte zu achten, um den urbanen Charakter nicht zu verlieren. Auf der anderen Seite darf der Maßstab der neuen Siedlungsflächen nicht zu groß sein, damit der Lebenswert erhalten bleibt. Es ist immer eine komplizierte Aufgabe, die feine Balance zwischen dem Bedarf neuer Gebietsentwicklung und dem Naturschutz zu erreichen. Das Problem, dieses Gleichgewicht zu halten, ist in deutschen Städten ganz gut gelöst. Sie könnten als Vorbild für die amerikanische Planungspolitik dienen.

Um die Wohnhäuser in den USA herum gibt es ein seltsames Phänomen. Der „lawn“ oder „yard“ ist eine Obsession für viele Wohneigentümer. Der „lawn“ ist aus homogenem Rasen; er impliziert einen engen und beschränkten Begriff gegenüber der unmittelbaren Landschaft and ergibt eine Umgebung, die repetitiv und monoton ist. Der „lawn“ muss regelmäßig gemäht und ordentlich erhalten werden. Falls ein Hausbesitzer dies vernachlässigt und sich um nicht gut seinen/ihren „lawn“ kümmert, können die Nachbarn sich darüber beschweren. „Unkraut“ ist auch ein Problem, gegen das amerikanische Hausbesitzer ständig kämpfen. Dabei ist es meiner Meinung nach gar nicht nötig, weil „Unkraut“ ein Wahrnehmungsproblem ist. In Deutschland ist ein Äquivalent zum amerikanischen „lawn“ im Wortschatz nicht zu finden. Im Gegenteil, die Gärten umfassen die Häuser. Sie bieten Farbigekeit und Vielfalt mit ihren verschiedenen Pflanzen, Blumen und Gemüse. Oft werden sie auch einfach in Ruhe gelassen, damit die Vegetation im Einklang mit der Natur wachsen kann.

So schön die deutschen Städte auch sind, werden sie trotzdem zum Opfer des modernen Konsumverhaltens, dessen Einwirkung die bestehende urbane Struktur nach und nach ändert und zerstört. Wenn sich dies ohne Kontrolle fortsetzt, existiert eine echte Gefahr, dass die deutschen Städte in der gleichen Situation enden, die die amerikanischen Städte im Moment so stark plagt. Wegen des Phänomens der „ALDIisierung“ verschwinden Tante-Emma-Läden mit einer alarmierenden Rate. Sie werden von den neuen Megamärkten verdrängt, die mit ihren günstigeren Produkten die Kunden zum Stadtrand ziehen. Die Kunden gewöhnen sich langsam daran, dass man alles in einem Geschäft kaufen kann. Städte verlieren ihren einzigartigen Charme, wenn ihre Straßen nur mit den immer gleichen großen Geschäftsketten gefüllt sind. Mediamarkt, Edeka, Tchibo, H&M und dm-Drogerien bringen den Kunden Bequemlichkeit und Vertrautheit. Einkaufsarkaden laden die Kunden in eine bequeme und klimatisierte Einkaufsumgebung ein. Aber sie schaffen auch Eintönigkeit, ziehen Leute von den Straßen der Stadt und nehmen die Mannigfaltigkeit kleiner individuell geführter Geschäfte.

Es ist eine schwierige Herausforderung, der sich die deutschen Städte heute gegenübersehen. Werden die Bürger diese nahende Realität verzögern können? Können sie sie im Ganzen vermeiden? Ist es schon zu spät, etwas dafür zu tun? Kann der Prozess umgekehrt werden? Ich habe Vertrauen, dass die Politiker, Stadtverwaltungen und Bürger die richtigen Entscheidungen treffen werden, damit ihre Städte schön, einzigartig und lebendig bleiben.

Wenn ich an das letzte Jahr zurückdenke, kommen mir die Erinnerungen in meinem Kopf chaotisch vor. Ich kann nicht einfach alle Erfahrungen ordentlich in einen Koffer einpacken und nach Hause mitnehmen. Beruflich habe ich meinen Aufenthalt in vier verschiedenen Büros verbracht: bei rolf+hotz architekten, im Architekturbüro Disch, am Stadtplanungsamt Freiburg und im Atelier Dreiseitl, in dem ich jetzt arbeite. Obwohl jede Station ihre eigene Arbeitsweise, Stimmung und Bürokultur hatte, sind sie einander im Wesentlichen ähnlich. Es war sehr interessant, meine berufliche Loyalität viermal zu wechseln und damit gleichzeitig meine Stellung in einem Planungsprozess, weil alle Büros etwas miteinander zu tun haben. Freie Architekten, amtliche Stadtplaner, und Landschaftsarchitekten haben alle ein unterschiedliches Interesse und eine etwas andere Priorität, und manchmal stimmen sie nicht völlig miteinander überein. Ich hatte die besondere Gelegenheit, fast die gesamte Arbeitsweise der Bau- und Planungsprofession zu beobachten und eine Übersicht zu bekommen. Für mich ist dabei klar geworden, dass ich künftig gerne an amtlichen Planungsvorhaben mitarbeiten möchte. Mir gefallen die breite Thematik daran, der große Maßstab und die nicht so konkrete weitere Vision.

Außer der Sprachbarriere fand ich es eigentlich gar nicht so schwierig, mich hier einzuwohnen. Manchmal werden die Dinge ein bisschen kompliziert, aber so ist das im Alltag, egal ob ich in Deutschland oder Amerika bin. Dass meine Sprachkenntnisse begrenzt sind, ist oft frustrierend für mich. Es ist, als ob eine dünne Wand zwischen mir und der deutschen Welt steht. Manchmal finde ich es unbequem und anstrengend, mit anderen auf Deutsch zu kommunizieren. Aber meistens macht es mir Spaß, wenn ich mich mit Leuten unterhalte. Der Einstieg jedes Mal aufs Neue in ein neues Büro verlief reibungslos. Meine Mitarbeiter waren alle sympathisch, und wir haben uns schnell angefreundet. Ich bin nicht ganz unerfahren damit, wie es ist, in ein fremdes Land umzuziehen, in dem man eine fremde Sprache spricht. Vor siebzehn Jahren bin ich als Immigrantin in die USA umgezogen. Es fällt mir erst jetzt auf, dass meine Erfahrungen und Einstellungen als Gast hier sich ziemlich von denen als Immigrantin unterscheiden. Als Immigrantin habe ich damals vorbehaltlos das neue Land umarmt und bin völlig in die neue Welt eingetaucht. Dieses Mal bin ich zurückhaltender, objektiver und sogar kritischer. Die Perspektive ist wirklich anders, wenn ich immer den Gedanken im Kopf habe, dass ich nur auf Zeit in Deutschland wohne und irgendwann nach Hause muss.

Todd R. Ettelson

– Turkey and Cranberries, “Scheißjuden” and Multicultural Education –

Background: B.A. in History, Brown University (1990);
Ph.D. in German and European History, University of Michigan
(2002); M.A. in International Education Administration and
Policy Analysis, Stanford University (2003)

Project: Multicultural Education in Three Berlin High Schools

Currently: Coordinator of a highschool project on multiculturalism and
anti-semitism in Kreuzberg, Berlin

– Turkey and Cranberries, “Scheißjuden” and Multicultural Education –

Todd R. Ettelson

Two events frame my year in Berlin as a German Chancellor scholar, only one of which relates directly to my project on multicultural education in Berlin high schools. The first event involves my peculiar metamorphosis into an American who not only prepared Thanksgiving dinner for 12 or so guests, but who also – after much hesitation – opted to cook a truly traditional meal. I baked two pies. And one was pumpkin of course. I really don’t bake at all, but if you follow a recipe assiduously, it actually is not so difficult to produce a good pie. I also slaved away with a turkey (and “slaved” is just barely an exaggeration here), and made a delicious cornbread stuffing (which naturally entailed baking cornbread first, yet again not an item in my usual repertoire.) And yes – the side dishes included candied yams, Brussels sprouts (with a little flair: I peeled the leaves from the sprouts and sautéed them with leeks—how unusual—in butter), mashed potatoes and, yes, a sweet-tart cranberry sauce. I think we all drank a lot of wine and got fairly “beschwipst,” which may not necessarily belong to a Thanksgiving dinner in the Great Plain states, but hardly overshadowed my adherence to “tradition” with the food itself. If it were not for the fact that some guests had also prepared side dishes (i.e. a squash soup, which I think had *curry* in it!), the meal would have been as stereotypically American as a Big Mac Happy Meal (a comparison not meant to say anything about the *quality* of my food)!

I say this event frames my stay because if I think back on my year, it contrasts with my research work in Berlin. In the high schools I visited, I was searching for cultural difference in German society and focusing on how German institutions respond to heterogeneity. Along the way, I often ended up trying to counter deeply entrenched stereotypes among students and teachers about the United States. And yet, here at this Thanksgiving dinner I was presenting a mixed crowd of Germans and Americans with an edible stereotype. I’ll confess here that I briefly thought about making a Thanksgiving centerpiece, and no one in my family would have ever had such a thought.

Moreover, the whole Thanksgiving idea had started out much more modestly. My friend and fellow German Chancellor Scholar Rebecca had suggested preparing a dinner, but I had insisted that she do the bulk of the cooking at her place. In the weeks before Thanksgiving though, she mentioned, “ganz nebenbei,” that she had no oven (only a stovetop). Somehow she had assumed we could cook a turkey for 12 people in a pan. On the stove. I can still envision a giant bird poised uneasily in a pan on the stove. Back then, this image probably traumatized me to the point of over-compensation. By the end of November, I was baking two pies and adding countless ingredients to my cornbread stuffing. I remember asking Rebecca how she thought we could make stuffing in a bird in a pan. When she suggested that we dispense with the stuffing altogether, I remember it stirred up a feeling of deep unease in me. And despite her cavalier attitude, Rebecca still collected the enormous bird at KaDeWe and escorted it to my apartment on the front her bike.

At some level I think, the foreignness of my environment in Berlin made me return to an ideal of Thanksgiving that had never formed part of my own experiences in the United States. My family always gulped their food down while talking loudly and fighting. My grandmother used packaged stuffing, as far as I remember, and a gravy mix. She also always bought a kosher bird. I clearly wanted to offer up some vision of a coherent American culture to my German guests – a vision where yams are candied and an unkosher turkey comes with homemade cranberry sauce and gravy (both of which fascinated the Germans). The ritual of carving the turkey, which no

German has ever seen whole on a table, is a grotesque enough American spectacle. We might bask in that spectacle every November, but we guard a deeper truth: Turkey meat is bland and dry. I basted my bird with tawny port, kept the breast covered with foil during the first 20 hours of cooking and did a final basting with butter. But all the Germans at the table knew the truth: A fat-laden Christmas goose tastes better! I also had to pay a heavy price for the carving spectacle. Our carver – a friend of Rebecca’s – broke my expensive sashimi knife while trying to hew through a turkey bone.

The other event that frames my experience in Germany was a visit to Berlin’s Jewish Museum at the start of September 2004 with a 10th grade class from the Gymnasium where I undertook much of my research. Between October 2003 and August 2004, I had conducted extensive interviews with students and teachers at the school, as well as observations of countless hours of instruction. However, the field trip to the museum – coming at the end of my stay in Germany – illustrated the difficulties of multicultural education in a qualitatively different way.

When the class teacher and I had suggested to the class that we visit the Jewish Museum, two or three of the Muslim students immediately expressed their opposition. A Turkish girl said she would simply skip school; a Turkish boy said that he would wait outside the museum. The boy especially believed that the museum would try to “convert” him and compared it to a church.

Until that point, my relationship with him had been good, and I decided to try to “humanize” the situation for him by telling him that I was (a pretty unreligious) Jew. Our conversation was cordial, and he seemed to take a slightly less intransigent stance. But within the next few days, his opinion hardened considerably. He became increasingly confrontational with me, telling me that if a “world war” erupted between the Jews and Muslims, he would have no problem *killing* Jews. He then stopped speaking with me, but still took relatively aggressive postures with me.

The teacher and I had divided the class into small groups that would undertake research on a variety of aspects related to Jews and the museum itself. On the morning of the visit, we met to discuss the information the students had gathered. Unfortunately, very few students had completed the assignment, and I ultimately decided to try to answer their questions about Jews or Judaism from my own perspective. At this point, it had spread throughout the class that I am Jewish, so “confessing” my cultural identity seemed more or less straightforward. I reasoned that most of them had never met a Jew, and talking to one they now knew well might help create a relaxed atmosphere. The conversation opened with a girl of German descent explaining that she had a Jewish friend who is very “ehrgeizig.” She asked me why Jews are so “ehrgeizig.” I responded by asking her why she thought *all* Jews were ehrgeizig, emphasizing the *all* to point out a gap in her logic. Missing this cue, she answered that it was probably because of “their strict upbringing.” A boy of German descent added that because the Jews were excluded from society since the Middle Ages, they now try harder to attain success.

The conversation proceeded with the same general tones, the forty-something German teacher, coming from a generation wracked with Holocaust guilt, apparently at a complete loss for words. A girl did run out of the classroom because she was upset with the conversation. Shortly afterwards, the Turkish student who had stopped speaking with me suddenly found his voice again. “Todd, why is it that a people who has suffered so much through history is now content to live in luxury and oppress other people?” he asked. I responded that I found the question too provocative, but another boy in the class, one of the brightest, had already begun explaining something about how much power the Jews have in the United States.

Supervising a group of teenagers is probably never an easy task. Teenagers are rambunctious, and so the scene at the Jewish museum is a collection of fragmented shards, young bodies full of energy moving in every possible direction. While the teacher performed her task – buying our tickets – I tried to maintain order among at least some of the students, most of whom showed a complete lack of interest in the museum and some of whom were still pointedly opposed to the visit. Upon entering the museum, the Turkish provocateur had put on a large necklace and Muslim head covering. I chose to ignore all this and “organized” the students in the class who were more interested and amenable to organizing. I noticed that a group of students had gathered around the museum’s guest book, laughing and writing in entries. I went over and saw names scrawled in, the name of our school and so on, and then I returned to the organizable group.

It was really my body that first sensed that something had gone awry over in the book area. The portly, freckled museum employee standing by the guest book was arguing with our students. I heard her say that they had to move away immediately and then caught the word “security.” I caught a glimpse of her expression and knew the situation had become serious. One of the students had written “scheiss Juden” in the book.

For whatever reason, I am a person who giggles when uncomfortable situations arise. I remember being stopped by police with a friend of mine coming home from a dinner party. While the police tested her for drunkenness, making her recite the alphabet backwards, I bit deep into my hand to stop laughing. Something about that situation seemed so profoundly surreal to me, as if taken from a film or lesson to a high school class. The incident in the museum seemed even more surreal. Here we were in Germany, in a space meant to memorialize the Jews and European Jewish culture, and one of our students had just written “scheiss Juden” in the museum guest book. It remains unclear whether the more active Turkish student had instigated the event, but it soon became clear that an Arab student had actually made the entry. Moreover, he seemed to have little understanding of the gravity of his deed, or at least he claimed not to understand it. According to him at least, he had written “scheiss Juden” to impress the girls (another fine display of masculinity).

Having a security attachment assigned to our group was surely not one of the highlights of my stay in Berlin. Nor was the fact that many students laughed in the museum’s “Holocaust Tower” or ran around and played tag in the “Garden of (Jewish) Exile.” The experience certainly exposed the fault lines between the architect’s intentions and public’s reception, for if Daniel Liebeskind expected to arouse a relatively homogeneous reception from his museum public, he foundered on the rock of my Kreuzberg Oberschule.

In the following weeks, I had to make the uncomfortable shift from researcher to school staff. I had used an “action research” method, which involved taking part in classroom activities and actively challenging the ideas of students and teachers in interviews. But after the visit to the Jewish Museum, I found myself participating in class conferences geared towards punishing specific students. In the end, I took the lead in having the Turkish student who had refused to speak to me because of my Jewishness suspended from school for 10 days. My work at the school subsequently assumed a new guise. I began to teach classes on race, anti-Semitism and cultural difference.

My work in the schools had always been quite strange. At the beginning of the school semester in October 2003, a 10th grade Middle Eastern boy at the Gymnasium asked me whether I believe that racism exists in Germany. The question surprised me a bit, but his subsequent statement that he had never witnessed or experienced examples of racism took me completely aback. I had assumed that most people acknowledged the existence of racism in their respective cultural

contexts. My goal resided in exploring how select schools in Berlin grapple with its effects and endeavor to integrate students of non-German background. But this student's heartfelt belief that racism represented at best a marginal phenomenon in Germany now strikes me as a natural outcome of what I observed at the schools and in the Jewish Museum. Because instruction rarely discussed race, ethnicity or racism, except where the Third Reich or Neo-Nazism was concerned, it was not unexpected that certain students lacked a basis for dealing with these themes. In further discussion, I realized that many students at the school – most typically of German descent – shared a similar view, that contemporary Germany has overcome racism.

I set out to explore two schools as part of my Humboldt project, the *Gymnasium* and a *Hauptschule*, both located in Kreuzberg, an ethnically diverse neighborhood of Berlin. Students at the *Gymnasium* perceived multiculturalism as a lived reality. They tended to regard the “colorful (*bunte*)” – a code word for ethnically diverse, I quickly discovered – environment of their school in positive terms. Everywhere in their neighborhood they can eat Döner or Schwarma, they socialize with students from different cultural backgrounds and for many of them, this produces a “tolerant,” “cosmopolitan” self-image. At the *Hauptschule*, students of German background have all but disappeared, largely because the school's high proportion of “Ausländer” prompts German parents to choose other schools for their children. Students there understood Berlin – or at least their neighborhood – as multicultural, but were also far more likely to perceive racism in their lives or conflicts between different cultures. Yet teachers often described the school as “monocultural,” even though they were almost exclusively of German descent and the students hailed from different non-German cultures.

In the United States “multiculturalism” has a wide range of meanings and remains the subject of considerable debate. Certainly a prevalent understanding involves what many scholars have called a “pluralist” approach that places emphasis on ethnic or “cultural” heritage. In the classroom, this might translate into learning about the food, dress, language, and traditions of diverse cultures. Achieving “diversity” and “tolerance” are taken as the desired ends. So-called “critical” multiculturalists have derided this “pluralist” approach for effacing the political dimensions of multiculturalism. In short, these critical theorists have argued that the pluralist approach neglects the ways in which categories like race, gender and ethnicity produce conflict and structure power relationships.

When I began my research in Berlin however, I deliberately set out to treat “intercultural education” and “multiculturalism” as undefined terms. As much as possible, I wanted to begin to understand the ways in which these terms are interpreted in the German context. I thus chose action research as my methodology. The goal of this qualitative methodology is to create an exchange between researcher and the “objects” of research that sheds light on how subjects interpret their realities. Only at a later stage did I begin research at my guest institute's library in order to make sense of my data.

At the *Gymnasium*, I discovered that most teachers had no clear view of intercultural education. Nor did they prioritize intercultural education in their teaching. They envisioned their role as focused on strengthening student achievement and enabling students to pass their Abitur. It often struck me as startling that teachers did not see achievement and intercultural education as linked in any way. Only where the acquisition of German language skills came into play, did they detect a need for extra support for students of non-German background. Still, the school only sporadically provides extra language training like *Deutsch als Zweitsprache*. But as one or two teachers indicated, cultural difference affects the learning process in many different ways. A history teacher confessed, for example, that he saw “no good reason why a Turkish or Middle Eastern or Polish student should be interested in the investiture controversy. What we teach is

often far too removed from their lives.” But working through such issues hardly showed up as a theme for the majority of teachers. Most of them did not talk to their colleagues about intercultural education, much less receive extra training in the area, despite the fact that 30% of their students stem from non-German backgrounds. This fact helps explain why especially Muslim students were so disconnected from the visit to the Jewish Museum. Without some sort of systematized classroom discussion, there is no automatic reason that would connect students of immigrant background to the misdeeds of the Nazis. And since the current situation in Israel rarely figures into classroom discussion, these students are unlikely to encounter challenges from stereotypes received from family members, religious schools or the internet.

Like their students, the teachers in the Gymnasium tended to regard multiculturalism as a reality, at least at the school. But they were far less unanimous in embracing multicultural education. A few believed, like one of the foreign language teachers I interviewed, that “if we take too much from minority cultures . . . we might lose what is good in German culture.” In general, teachers showed a willingness to integrate other cultural values into their instruction, but typically in haphazard fashion. This could lead to real exchange, as occurred once in an English class I observed, where we discussed minorities in Germany. Yet far more often, the treatment of other cultures seemed highly superficial. In planning a Christmas party for his 11th grade class, one teacher asked students of non-German background to tell the class how their families celebrate Christmas. As an example, he told a girl of Caribbean descent that she could talk about “samba or whatever they do in your family.” The exchange was typical of what I observed. In trying to create a space for cultural diversity, teachers tended to allude to the superficial or exotic rather than exploring lived realities, such as the very basic fact that samba does not stem from the Caribbean.

In part, students at the Gymnasium internalize the views of the teachers and probably German society as a whole. They focus on “achievement” as a goal in itself, and even many minority students do not believe that students from non-German background should receive extra support. But it quickly became clear to me in interviews that students do experience prejudice and even discrimination. This could come in a more benign form, for instance classmates nicknaming an Indian student “curry.” However, it could also assume a more serious guise. Several students told me that some teachers, notably in science or German, believed that Turkish students performed more poorly than other students. A girl of African descent told me about the way her teacher and classmates dealt with problems she had regarding a worksheet on racism. She voiced her discomfort over the way the worksheet handled the topic, but from her perspective, neither the class nor teacher showed adequate concern for her reservations. The teacher even commented that she “regarded the student as white” and thus did not understand the student’s problem with the exercise. The inability of the school or teachers to deal with such challenges can undoubtedly present barriers to achievement for minority students, as well as reflect negatively on identity formation at a crucial age. To this end, one student of mixed African-German heritage told me how she always dreamed and fantasized about becoming white when she was growing up.

Although most of the Hauptschule teachers possessed as little training or as vague an idea of intercultural education as the Gymnasium teachers, I discovered that the daily situation at the school forced them to negotiate between cultures more regularly. Despite the tendency to view the school as “monocultural,” in order to interest their students, they had to open the learning process to other cultural perspectives. In doing so, many collected information on Turkey or the Middle East, and some even tried to learn a bit of Turkish. They regularly encouraged students to discuss their culture in class and make comparisons between their daily lives and material presented in instruction.

Still, both teachers and students were more likely to see multiculturalism as a failed project. Teachers repeatedly referred to their dissatisfaction with the three-track school system (Gymnasium, Realschule and Hauptschule), which in their view ensured that poorly performing students would not only end up with other low achievers, but also students from less advantaged social backgrounds, which includes a disproportionate number of “Ausländer.” These teachers tended to see multiculturalism in more critical-political terms, as involving broader structures that produced inequality. As one teacher at the Hauptschule asserted when I asked her what multiculturalism means, “I sure know it is not just talking about Turkish food or dress!”

Perhaps the Thanksgiving dinner from November 2003 frames my stay because it still forces me to reflect on my own position as a non-German conducting research on non-German cultures in German society. On the one hand, I have enjoyed a privileged position vis-à-vis many members of minorities in Germany. I come from a wealthy nation and studied education policy at an elite university. This enabled me to gain easy access to the schools and almost unlimited assistance from school staff. On the other hand, I had to adjust my understandings of race, ethnicity and multiculturalism to those in the German context. As I baked my pies and dreamed of Thanksgiving centerpieces, perhaps I clung to stereotypes of my own culture in much the same way that many Germans, and indeed minorities living in German society, cling to fantasies of cultural purity as a tide of difference overtakes their everyday lives.

Sergej Gerasin

– Ein Jahr wie ein Augenblick –

- Werdegang: Diplom in Rechtswissenschaften an der Universität Woronezh (1995);
Ph.D. in Rechtswissenschaften am Institut für Staat und Recht der Russischen Akademie der Wissenschaften, Moskau (2000);
LL.M. im deutschen Recht, Bremen (2004)
- Project: Berücksichtigung der Erfahrungen Deutschlands bei der Vervollkommnung des russischen Bodenrechts
- Derzeit: Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Staat und Recht der Russischen Akademie der Wissenschaften, Moskau

Ein Jahr wie ein Augenblick

Sergej Gerasin

Wieder Studenten!

Schon vor langer Zeit, als meine Frau Natalia und ich noch nicht verheiratet waren, waren wir Studenten. Morgens gingen wir in die Uni und studierten, abends hatten wir verschiedene Parties in den studentischen Wohnheimen. Damals hätten wir nicht vermutet, dass wir noch ein Mal „Studenten“ werden und ein sorgenfreies Leben haben würden.

Alles fing nach unserer Ankunft in Bonn an. Nach drei Monaten, in denen wir unsere Reisepässe bekommen und alle anderen Formalitäten erledigt hatten, landeten wir in Tannenbusch im Hotel *Acora*. Das war kein besonders großes, aber gemütliches Hotel, wo sich zwanzig BUKAs mit ihren Ehegatten versammelten. Jeden Morgen gingen wir zum Sprach-Institut, studierten Deutsch, unterhielten uns mit den Lehrern, Kollegen und anderen (meist jungen) Leuten und gingen während der Pausen in die Cafeteria um die Ecke. Es war damals eine Affenhitze; sie war ein Grund dafür, dass mehrere BUKAs ihre Deutsch-Hausaufgaben im Freibad machten. Und jeden Abend gingen wir spazieren oder trafen uns in unseren Zimmern im Hotel. Natalia und ich wohnten im Erdgeschoss, so hatten wir immer wieder viele Gäste zu Besuch. Unsere Tür (und ein großes Fenster) waren jeden Abend für sie geöffnet.

Mit dem Sprachkurs und dem Einführungsseminar sind nur beste Erinnerungen verbunden. Es ist erstaunlich, wie viel wir gesehen und erlebt haben, sei es ein Besuch ins Museum oder Gespräche mit interessanten und netten Leuten, eine Führung durch die Orgelfabrik oder Nächte im Universitätshof während des Stummfilmfestivals.

Immer wieder fühlten wir die Umsorgung von Mitarbeitern der Alexander von Humboldt-Stiftung. Damals dachte ich, dass diese Leute ihre Arbeit einfach sehr gut machen. Jetzt bin ich der Meinung, dass sie für ihre Arbeit leben. Ich bin allen AvH-Mitarbeitern dafür sehr dankbar, und insbesondere an Frau Astrid Grunack und Frau Rebecca Schmitz-Justen.

Gastinstitut: GTZ-Projektbüro „Rechtsreform in den Transformationsländern“ an der Universität Bremen

Obwohl das Einführungsseminar erlebnisreich war, fing ich schon in Berlin an, mehr und mehr von meinem Forschungsprojekt zu träumen. Ich war also am Ende des Einführungsseminars froh, in meinen Zielort zu fahren.

Es wird zu einer Tradition, dass russische BUKAs nach Bremen ziehen. Ich war einer von ihnen. Das war nicht ganz zufällig. Als ich mein Projekt erarbeitete, fing ich an, einen wissenschaftlichen Gastgeber zu suchen. Dank meiner Freunde habe ich viele Angebote bekommen, mich zu betreuen. Mir passte das GTZ-Projektbüro „Rechtsreform in den Transformationsländern“ an der Universität Bremen unter Leitung von Prof. Dr. Dres. h. c. Rolf Knieper aber schließlich am Besten.

Ich kann Ihnen berichten, dass das GTZ-Projektbüro das Richtige war. Es beschäftigt sich nicht nur mit Russland, sondern auch mit anderen ehemaligen Sowjetrepubliken (außer Weißrussland, Ukraine und den baltischen Staaten) und mit der Mongolei. Aber die Probleme, die diesen Ländern im Laufe der Rechtsreform entstanden sind, waren den russischen Problemen sehr ähnlich. Alle diese Staaten hatten den gleichen Ausgangspunkt. Die Gesetzgebung war zu

Beginn fast völlig identisch. Im Bremer GTZ-Projektbüro fand ich eine reichhaltige Literatursammlung über die Reformen in den Transformationsländern, sowohl in der deutschen als auch in der russischen Sprache. Sehr hilfreich war eine Sammlung von Gesetzestexten von Tschechien, Ungarn, Polen, Bulgarien, Rumänien usw.

Im GTZ-Büro gibt es auch verschiedene Materialien zur Rechtsreform in den osteuropäischen Ländern, die durch andere Institutionen vorbereitet wurden. Von besonderem Interesse waren die Materialien zur Reform des ukrainischen Grundbuchsystems. Ich hatte das Gefühl, als ob diese Materialien speziell für Russland erarbeitet worden wären. Einige Rückschlüsse waren allerdings zweifelhaft; Grund dafür sind grundlegende Unterschiede in unseren Rechtsprinzipien (insbesondere die Abwesenheit des allen deutschen Juristen bekannten „Trennungs- und Abstraktionsprinzips“ im russischen Recht).

Dank der guten persönlichen und geschäftlichen Beziehungen von Herrn Prof. Knieper hatte ich immer die Möglichkeit, mich mit den verschiedenen Fachleuten zu treffen. Wichtig waren für mich insbesondere die Treffen mit Herrn Neelsen (ehemaliger Leiter des Bremer Grundbuchamts) und mit Herrn Feige (Behörde des Senators für Bau, Verkehr und Umwelt – Enteignungsbehörde der Stadt Bremen). Von Letzterem habe ich erfahren, wie viele Grundstücke seit dem Jahre 1961 im Bremer Landkreis enteignet wurden, auf Grund welcher Gesetze und für welche Zwecke. Ich hatte solche Informationen bis dahin noch nicht gefunden. Leider durfte ich diese Dokumente wegen Personendatenschutz nicht kopieren.

Ebenfalls von besonderem Interesse waren für mich die Gespräche und Diskussionen mit Herrn Prof. Rolf Knieper selbst. Sein Einfluss bestand insbesondere darin, dass er meine Aufmerksamkeit auf die grundlegenden Probleme des Rechtes in den postsowjetischen Ländern lenkte. Es war interessant, mit ihm über die Freiheit, Menschenrechte und (übermäßige?) Staatskontrolle zu reden. Abgesehen davon, dass mein wissenschaftlicher Gastgeber seit mehreren Jahre das Projekt „Rechtsreform in den Transformationsländern“ leitet, arbeitete er längere Zeit als Rechtsberater bei den Regierungen verschiedener Länder. Aufgrund dieser Erfahrung hat er auch Bücher über die Technik der Gesetzentwurfsvorbereitung verfasst. Diese Informationen waren für mich vorher unbekannt gewesen und daher völlig neu. Ich finde meine hierdurch erlangten Kenntnisse sehr hilfreich.

Gastinstitut: Universität Zürich

Mein zweites Gastinstitut – nur für einen Monat – war das Rechtswissenschaftliche Institut an der Universität Zürich (Schweiz). Das war ein Zufall. Seit meiner Ankunft in Bremen hatte ich regelmäßig verschiedene Konferenzen, Seminare usw. in Deutschland, Österreich und in der Schweiz im Internet recherchiert, die mit meinem Schwerpunkt im Einklang stehen würden. Und eines Tages fand ich einen Volltreffer! Es handelte sich um ein schweizerisch-tschechisches Seminar zum Bodenrecht (Enteignung von Grund und Boden; Erwerb von Grundstücken durch Personen im Ausland; Bäuerliches Bodenrecht). Ich schrieb den Organisatoren eine Nachricht, und Herr Prof. Rey hat meiner Bitte stattgegeben. Aber bis zum Anfang des Seminars waren weniger als zehn Tage Zeit. Und ich bedanke mich noch einmal sehr herzlich bei Frau Rebecca Schmitz-Justen, die alles in ihrer Macht stehende getan hat, um mir zu helfen, die Reise zu verwirklichen.

Ich bin mit diesem Seminar sehr zufrieden. Ich habe nicht nur Informationen zu den schon genannten Themen in zugänglicher Form erhalten (die Hälfte der Teilnehmer waren Tschechen, so haben sich alle Teilnehmer Mühe gegeben, die Informationen in klarer und deutlicher Sprache darzustellen). Von Interesse war auch der Besuch beim Grundbuchamt. Ich habe da viel Neues

erfahren. Die Studenten, die im Grundbuchamt ein Praktikum machten, gaben mir wichtige Hinweise auf Schweizer Webseiten, wodurch ich Gesetzestexte und andere Informationen erhielt.

Ende Sommer 2004 habe ich Herrn Prof. Rey gefragt, ob ich eine Studienreise nach Zürich unternehmen dürfte. Er hat mir liebenswürdig zugesagt, und die Alexander von Humboldt-Stiftung hat mir ein Europastipendium verliehen.

Es war sehr angenehm, dass alles getan wurde, dass ich mich in Zürich wohl fühlen würde. Von Beginn an hatte ich ein eigenes Büro und eine Bibliothekskarte. Für all diese Dinge hat die Assistentin von Herrn Prof. Rey, Frau Martina Fuchs, Sorge getragen; ihr gilt mein besonderer Dank. Sie hat mir auch sehr geholfen, schnell eine Unterkunft in Zürich zu finden.

Diese zweite Reise nach Zürich war anders als die erste, aber auch sehr produktiv. Ich habe einen Artikel zum Begriff der Sachen und deren Bestandteile vorbereitet, sowie viele Informationen über die Ursachen und Folgen von Grundstückserwerbsbeschränkungen für Ausländer bekommen.

Forschung

Schon am Anfang meines Aufenthaltes gab mir Herr Prof. Knieper den guten Rat, Vorlesungen und Arbeitsgemeinschaften zu besuchen, die meine Themen betreffen. Damals konnte ich mir nicht vorstellen, wie nützlich das sein würde. Ich war überrascht, dass einige Prinzipien das ganze System verändern können. Der Unterschied zwischen russischen und deutschen Lehrbüchern hat mich auch sehr stark beeindruckt: Vielen russischen Lehrbüchern fehlt die Argumentation und Hinweise auf die Rechtsprechung. So kann man manchen russischen Lehrbüchern vertrauen oder auch nicht, aber sie überzeugen den Leser doch nicht. Das Gleiche gilt für die Entscheidungen der russischen Obersten Gerichte. Erfreuliche Ausnahmen sind die Entscheidungen des russischen Verfassungsgerichts.

Die Vorlesungen und AGs gaben mir nicht nur Grundkenntnisse im Verfassungsrecht, Sachrecht und Vertragsrecht, und ich habe nicht nur Grundlagen des BGB gelernt. Beispielsweise habe ich auch mein „Jura-Deutsch“ sehr stark verbessern können. So weiß ich jetzt, was die Wörter „Wucher“, „enteignungsgleicher Eingriff“, „Nießbrauch“ und „GVOBl. M-V S. 178⁸“ bedeuten. Jetzt kann ich auch den Satz „Inhaltsgl GrdDbk ist nicht eintragsfah⁹“ nicht nur lesen, sondern auch verstehen.

Während meines Forschungsaufenthalts in Deutschland habe ich mich mit verschiedenen Themen beschäftigt, die Immobilien betreffen. Und fast immer fand ich sehr viel Fachliteratur zu den gewünschten Themen. Eine der wichtigsten Forschungsaufgaben bestand darin, die Grundlagen des deutschen Grundbuchsystems zu erforschen. Diese Arbeit half mir, das Wesen des Grundbuchs besser zu verstehen und Verbesserungsvorschläge vorzubereiten.

Ein anderes Thema waren die Transaktionskosten beim Grundstücksverkehr. Stempelgebühren und Steuern sind in Russland – im Vergleich zu Deutschland oder der Schweiz – nicht besonders hoch. Die maßgeblichen Geldkosten sind in Russland die Vermessungskosten. Diese werden nur vom derzeitigen Eigentümer getragen. Der Erwerber des Grundstücks wird an diesen Kosten nicht beteiligt, da er ein bereits vermessenes Grundstück erwirbt. Die Vermessungskosten übersteigen aber oft den Grundstückswert. Das behindert den Grundstücksverkehr. Zusätzlich

⁸ Für diejenigen, die das nicht verstehen: „Gesetz- und Verordnungsblatt für Mecklenburg-Vorpommern, Seite 178“.

⁹ Palandt Bürgerliches Gesetzbuch. – 63. Aufl. S. 1465, Rn. 6, S. 2 HS. 1.

gibt es nicht sehr viele Vermessungsfirmen in Russland; die wenigen können somit hohe Monopolpreise erzielen. Es ist ungerecht, dass die ehemaligen Bodeneigentümer so schlecht behandelt werden im Vergleich zu den zukünftigen Eigentümern. Es wäre fair, wenn der Staat einen Großteil der Vermessungskosten übernehmen würde (als Grundlage könnte die Grundsteuer dienen) und die Vermessungskosten regeln würde. Die Kosten würden somit gleichmäßig auf alle Eigentümer verteilt. Und weil die Vermessungen nicht alle gleichzeitig vorgenommen werden müssten, sondern je nach Bedarf auch über mehrere Jahren ausgedehnt werden können, würden die Vermessungskosten auch nicht so hoch sein. Ein Mitarbeiter des Apparats der Staatsduma der RF, Herr Udatschin, sagte am 22. April 2002 während des Seminars in Moskau, dass die Fachleute in der Staatsduma gegen die Preisregelungen für die Vermessungsarbeiten sind, weil diese Maßnahme nicht mit der Marktwirtschaft übereinstimmt. Das ist aber ein Stereotyp: Ein solches marktwirtschaftliches Land wie Deutschland regelt (wenn es nötig ist) nicht nur die Gebühren für Ärzte, Ingenieure und Rechtsanwälte (minimale Gebühren), sondern auch für den Taxibetrieb (maximale Gebühren).

Eines der Themen, auf das ich zuerst nicht besonders großen Wert gelegt habe, war die mögliche Beseitigung des Auseinanderfallens zwischen Grund- und Gebäudeeigentum. Schon bald habe ich jedoch verstanden, dass ein solches Auseinanderfallen den Grundstücksverkehr sehr erschwert. Und die Beseitigung von einzelnen Schwierigkeiten löst nicht das ganze Problem. Die Trennung von Grund- und Gebäudeeigentum ist ein Systemfehler. Die „rein theoretischen“ Überlegungen von Herrn Prof. Heinz Rey von der Universität Zürich über die Vorteile des so genannten Akzessionsprinzips (Gebäude als Bestandteile des Grundstücks folgen ihm nach) rufen ganz reale traurige Erinnerungen im russischen Juristen hervor, was passieren kann, wenn es im eigenen Land nicht so ist. Deutsche Juristen sind der Auffassung, dass man dieses Problem lösen kann. Ein gutes Beispiel ist „die Sachenrechtsbereinigung“ in den neuen Bundesländern. In Gesprächen mit Herrn Prof. Rolf Knieper sowie mit einem anderen Stipendiaten der Alexander von Humboldt-Stiftung, Herrn Prof. Lado Chanturia, ehemaliger Vorsitzender des Obersten Gerichts von Georgien und derzeit persönlicher Referent des Präsidenten von Georgien, habe ich erkannt, dass „die Sachenrechtsbereinigung“ auch in Georgien im Großen und Ganzen erfolgreich durchgeführt werden konnte. Die während meines Aufenthalts gesammelten Informationen werden somit der Ausgangspunkt meiner zukünftigen Arbeit sein.

Studienreise

Bevor die Studienreise begann, hatten Natalia und ich gegensätzliche Meinungen hierüber. Natalia zählte jeden Tag bis zur Abreise nach Dresden; ich, um ehrlich zu sein, wollte lieber weiter forschen. Der Gedanke, dass ich diese Arbeit für vier Wochen unterbrechen müsste, tat mir weh.

Jetzt bin ich froh, dass diese Reise stattgefunden hat. Ich hätte sonst vielleicht noch keine solche Möglichkeit bekommen, so viel über Deutschland zu erfahren. In jeder Stadt bekamen wir neue Eindrücke, in jedem Ort war etwas Besonderes. Es war interessant, das Verfassungsgericht sowie ein Museum in Karlsruhe zu sehen, die Neue Pinakothek in München und den Zwinger in Dresden zu besuchen. Es war interessant, viel Neues über die EU in Brüssel erfahren. Natalia und ich haben beschlossen, unbedingt einmal – auf unsere alten Tage oder vielleicht ein bisschen früher? – in den Schwarzwald zurückzukehren.

Zusammenfassung

Dieses Jahr ist wie in einem Augenblick vorübergegangen. Es ist immer so, wenn das Leben so reich an Inhalt ist. Dieses Jahr war angefüllt mit Beggenungen mit den verschiedensten Leuten.

Wir haben ein besseres Verständnis über Deutschland und die Deutschen bekommen. Jetzt bin ich stolz, dass „unser“ Bremen eine sehr schöne Stadt und die Fußballmannschaft Werder-Bremen der Deutsche Meister ist. Wenn ich im Ausland Deutsche treffe, habe ich das Gefühl, dass wir Landsleute sind. Mein Sohn hat in der Schule viele neue Freunde kennen gelernt und hat seine ganz eigene Meinung das russische und deutsche Bildungssystem betreffend. Und er kann jetzt sicher besser Deutsch als ich.

In wissenschaftlicher Hinsicht: Mit neuen Kenntnissen kamen neue Ideen. Es ist klarer geworden, was wichtig und was noch wichtiger ist, was die Hauptsache ist und was zweitrangig. Während dieses Jahres bekam ich etwas andere Kenntnisse, als ich mir vorgestellt hatte. Mein Projekt zielte größtenteils auf das Studium wichtiger Einzelheiten. Nun habe ich außerdem auch einen guten Blick auf das ganze System bekommen.

Wenn ich Deutschland verlasse, nehme ich viele neue Kenntnisse mit, lasse neue Freunde hier; meine Familie ist jetzt größer als früher: ich bin ein neues Mitglied der AvH-Familie geworden. Das Jahr ist somit nicht umsonst vorübergegangen.

Vera Giryaeva

Zwischenergebnisse der Forschung und Zusammenarbeit

- Hintergrund: Studium des Fachs Recht an der Moskauer Hochschule für Wirtschaft, Politik und Recht (МИЭПП); Diplom, Staatsexamen 1999;
wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für wissenschaftliche Information in den Geisteswissenschaften der Russischen Akademie der Wissenschaften (INION RAN). Moskau
- Projekt: Instrumente des Umweltrechts
- Derzeit: Promotion an der Universität Bonn; wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für wissenschaftliche Information in den Geisteswissenschaften der Russischen Akademie der Wissenschaften (INION RAN), Moskau

Zwischenergebnisse der Forschung und Zusammenarbeit

Vera Giryayeva

1. Wie ich zu dieser Idee gekommen bin.

Mein Projekt, das ich dank des Stipendiums der Humboldt-Stiftung entwickelt habe, heißt „Instrumente des Umweltrechts“. Hinter dem einfachen Titel versteckt sich der interdisziplinäre Spielraum für eine Forschung, deren Ergebnisse große praktische Bedeutung haben könnten. Aber alles der Reihe nach.

Im 2000/01 war ich als Stipendiatin des Russlands-Fonds der Deutschen Wirtschaft des DAAD am Lehrstuhl für Öffentliches Recht und Verwaltungslehre der Universität Giessen. Mein damaliges Hauptziel war das Studium des deutschen Rechts, darüber hinaus habe ich mich aber auch mit den Umweltabgaben in Deutschland beschäftigt. Mit der unschätzbaren wissenschaftlichen Hilfe von Dr. Arndt Schmehl, dem wissenschaftlichen Mitarbeiter des Lehrstuhls, habe ich viele Kenntnisse im Bereich des deutschen Steuerrechts und Abgabenrechts gesammelt und die Ergebnisse meiner Forschung veröffentlicht. Das Thema war im Großen und Ganzen bearbeitet.

Ich kam zurück nach Moskau an meinen Schreibtisch im Institut für wissenschaftliche Information in den Geisteswissenschaften (INION) der Russischen Akademie der Wissenschaften. Ich musste für mich selbst die Frage beantworten, in welche Richtung meine Forschung weitergehen sollte. Zum Glück für mich war Prof. Dr. mult. Dietrich Rauschnig von der Universität Göttingen im Winter 2001 für kurze Zeit in Moskau, der sich freundlicherweise Zeit für eine ihm völlig unbekannte Alumni nahm, um mit mir meine wissenschaftlichen Pläne zu besprechen. Prof. Dr. mult. Rauschnig schlug mir damals vor, breitere Perspektiven aus dem schon bearbeiteten Thema „Umweltabgaben“ zu entwickeln, und zwar das Projekt „Instrumente des Umweltrechts“.

Nach langen Überlegungen habe ich aus diesem Thema den Aspekt der Normenwirksamkeit für meine Forschung ausgewählt und war überglücklich, als ich die Zusage für die Betreuung vom Direktor des Institutes für Umwelt- und Technikrecht der Universität Trier, Prof. Dr. Reinhard Hendler, bekam. Ehrlich gesagt, hatte ich nicht viel Hoffnung gehabt, dass eine so renommierte Organisation wie die Humboldt-Stiftung mein Projekt unterstützen würde. Deshalb war meine Freude über die Zusage umso größer, da sie fast überraschend kam.

2. Bonn – Berlin – Trier

Am 6. Juli 2003 kam ich für den Sprachkurs nach Bonn. Sowohl den Sprachkurs wie auch das Einführungsseminar, ebenso wie die Unterkünfte in Bonn und Berlin kann ich mit einem Wort beschreiben: „toll“! Mir hat alles sehr gut gefallen: das Hotel „Acora“, das ich gemütlich und freundlich finde, das Sprachinstitut mit hervorragenden Lehrern sowie die Gestaltung des Einführungsseminars. Aus meiner Sicht waren die vollen Programme des Einführungsseminars und der Studienreise sehr interessant. Ich habe Kenntnisse erhalten, die einerseits aus für mich ganz fremden Bereichen stammen und andererseits sehr nützlich für mein Projekt waren. So wie z. B. das Stadterneuerungsamt Dresden, wo ich die Flächennutzungspläne und Bebauungspläne gesehen habe. Früher habe ich über Planungsrecht nur einige juristische Kenntnisse gehabt und nun den Gegenstand „in Natur“ zu sehen und die Erklärungen des Architekten zu hören, war schon interessant und hilfreich.

Außerdem habe ich Spaß gehabt an der Unterhaltung mit den russischen und amerikanischen Kollegen. Jetzt, wo ein Jahr vorbei ist, kann ich nur lachen, wenn ich mich an unsere kleinen Streitereien während der Sprachkursdiskussionen erinnere. Auf jedem Fall waren die interkulturellen Erfahrungen positiv. Ich habe verstanden, dass sehr viele Vorurteile, die wir über US-Amerikaner haben, völlig falsch sind: Nicht alle sind dick, sehr reich, extrem karriereorientiert und unterstützen den Krieg im Irak. Ich hoffe, dass meine amerikanischen Kollegen sich nach diesem Jahr auch von vielen ihrer Vorurteile über Russen verabschiedet haben. Die „Spracherfahrungen“ waren auch sehr gut. Obwohl ich kaum Englisch spreche, hat Laurence sein Bestes gegeben, um meine Englischkenntnisse zu verbessern, und hat mit mir Englisch gesprochen, obwohl das für ihn wahrscheinlich nicht sehr interessant war.

Nach dem Einführungsseminar kam ich mit dem Nachtzug in die älteste Stadt Deutschlands – Trier. Obwohl die Mitarbeiter am Lehrstuhl sehr nett waren und auch ein schönes Apartment für mich besorgt hatten, war es ziemlich schwer für mich, mich in die Stadt einzuleben. Bis zu dem Zeitpunkt, an dem ich einen Bekanntenkreis in der total neuen Umgebung aufgebaut hatte, habe ich mich einsam gefühlt.

Die Stadt Trier ist klein, sehr nett und gemütlich. Die Uni befindet sich „oben“ und hat zwei Campusse. Ich habe ein Arbeitszimmer, Schlüssel zur Institutsbibliothek sowie die Aufmerksamkeit und Unterstützung der Kollegen bekommen.

Ich bin kein „Partymensch“ und gehe eher selten aus, aber ich mag große Tassen Cappuccino und Kuchen. Diese Möglichkeit sowie schöne Architektur haben Trier und auch sein Nachbarland Luxemburg reichlich zu bieten.

3. Instrumente des Umweltrechts

Aber nicht Milchkaffe mit leckerem Kuchen, Porta Nigra und Amphitheater waren die eigentlichen Ziele meines Aufenthalts in Trier. Ich musste auch mein Bestes geben, um die Forschungsarbeiten voranzutreiben.

Der Ausgangspunkt meines Projekts war die einfache Idee, dass die Quantität der Rechtsregelungen (Gesetze, Verordnungen usw.) nicht im richtigen Verhältnis zur Qualität der Regulierungen steht. D. h. man kann tausende von Gesetzen und Verordnungen verabschieden, aber ohne die entsprechenden Instrumente werden sie nicht funktionieren. Grob gesagt versteht man unter den Rechtsinstrumenten bestimmte Maßnahmen und deren Umsetzungsprogramme. Jedes Gesetz oder jede Verordnung muss nicht nur die gewünschten Zwecke, sondern auch die Maßnahmen für ihre Verwirklichung umfassen. Zum Beispiel, hat Russland eine umfangreiche Umweltgesetzgebung, die aber leider nicht sehr gut funktioniert. Das heißt, meistens bleiben die guten Ideen des Gesetzgebers, die Umwelt zu schützen, nur auf dem Papier geschrieben und als Gesetz verabschiedet. Sie werden nicht realisiert. Mein wissenschaftliches Interesse und mein Ziel ist die Antwort zu finden, warum das so ist und wie man die Situation verbessern kann.

Die Frage, warum das Umweltrecht in Russland nicht so gut funktioniert kann, ist von verschiedenen Betrachtungsweisen abhängig. So kann man der Frage vor einem rechtlichen, wirtschaftlichen, politischen oder soziologischen Hintergrund nachgehen. Als Juristin habe ich meine Analyse vom juristischen Standpunkt aus begonnen.

Bei der juristischen Analyse bin ich von folgenden Thesen ausgegangen:

1. Nationales Umweltrecht (egal in welchem Land) ist im Vergleich zu anderen Rechtsgebieten besonders großem Einfluss des internationalen Umweltrechts unterworfen (Beispiele hierfür

sind das Kioto-Protokoll und die Aarhus-Konvention). Das heißt, der Spielraum wird auf der internationalen Ebene festgelegt, und die Länder „bewegen sich in gleiche Richtung“, wenn es um die Gestaltung der nationalen Regeln geht.

2. Deutschland hat im Vergleich zu Russland ein nicht nur besser entwickeltes, sondern auch besser arbeitendes Umweltrecht.
3. Deswegen kann die Analyse der Instrumente des deutschen Umweltrechts für die Entwicklung und Verbesserung des russischen Umweltrechts und Umweltschutzes dienen und wichtig sein.

Anfang Oktober legten Herr Prof. Dr. Reinhard Hendler und ich den Arbeitsplan für meinen Aufenthalt in Trier fest. Als die wichtigsten und aktuellsten Instrumente des Umweltrechts wählten wir den Handel mit Emissionszertifikaten, die Umweltprüfungen (Umweltverträglichkeitsprüfung, strategische Umweltprüfung), die Umweltinformation und die Umwelthaftung aus. Grundlage dieser Auswahlentscheidung war vor allem auch, dass ein Teil dieser Instrumente zum ersten Mal im deutschen und europäischen Umweltrecht eingesetzt werden soll. Prof. Dr. Reinhard Hendler hat meine Arbeit betreut und mir viele wissenschaftlich wie menschlich und beruflich wertvolle Ratschläge gegeben. Im Mai 2004 habe ich mit seiner Hilfe auch ein Praktikum im Ministerium für Umwelt, Naturschutz und Reaktorsicherheit im Referat „Recht der Wasserwirtschaft und der Wasserwirtschaft im Rahmen der EU“ unter der Leitung von Herrn Dr. Konrad Berendes absolviert. Das Praktikum hat mir wichtige Kenntnisse über die Umsetzung der Wasserrahmenrichtlinie, die die wesentlichen Instrumente des Gewässerschutzes in Deutschland verändern wird, und über Ausarbeitung des Hochwasserschutzgesetzes gegeben. Herr Dr. Berendes hat sich viel Zeit genommen, um mir die Grundlagen des europäischen und deutschen Wasserrechts, des Umsetzungsprozesses und der Gesetzgebungsarbeit zu erklären. Die Atmosphäre im Referat war sehr freundlich.

Aufgrund der juristischen Analyse der oben genannten Instrumente des Umweltrechts und Umweltschutzes bin ich zu folgendem Gedanken gekommen: Es gibt mindestens drei Gründe, warum das Umweltrecht nicht funktioniert:

- a) das schlecht ausgearbeitete Rechtsinstrumentarium;
- b) defizitäre naturwissenschaftliche und wirtschaftswissenschaftliche Begründungen;
- c) der Unwillen der Gesellschaft, die Rechtsregelungen umzusetzen.

Unter einem schlecht ausgearbeiteten Rechtsinstrumentarium verstehe ich die Unzulänglichkeit seitens der juristischen Technik. Die juristische Technik spielt für Qualität der Regulierungen eine sehr wichtige Rolle; darauf muss der Gesetzgeber großen Wert legen, sonst werden einander widersprechende Gesetze verabschiedet, die den Umweltschutz nicht verbessern, sondern sogar erschweren könnten.

Die Kioto-Geschichte hat klar gezeigt, dass defizitäre naturwissenschaftliche und wirtschaftswissenschaftliche Begründungen der juristischen Initiativen eine tragische Rolle spielen können. Obwohl Russland nach sieben Jahren Überlegungen die Entscheidung getroffen hat, das Kioto-Protokoll zu ratifizieren, bleibt bis jetzt bei den russischen wie auch ausländischen Naturwissenschaftlern eine große Unsicherheit bezüglich erstens der Forschungsergebnisse von IPCC und zweitens der Effizienz des Kioto-Protokolls¹⁰. Wie erfolgreich das große Experiment sein wird, kann nur die Zeit zeigen. Für meine Forschung war aber folgendes Ergebnis relevant: Defizitäre naturwissenschaftliche und wirtschaftswissenschaftliche Begründungen können als Ursache der Ineffizienz des Umweltrechts dienen.

¹⁰ Угодников К. Скандал вокруг Киотского протокола. странаRU, 09.07.04.

Nach mehreren juristischen Überlegungen über die juristischen Aspekte des Umweltrechtsinstrumentarium, bin ich langsam aber sicher zu der Frage gekommen: „Warum existiert in unserer Gesellschaft ein so großer Widerwille, die Umweltrechtsregelungen umzusetzen?“. Hier muss ich sofort anmerken, dass diese Frage die Rechtswissenschaft allein nicht beantworten kann. Diese Frage muss aus rechtssoziologischer und kultursoziologischer Sicht beantwortet werden.

Schon der einfachste alltägliche Vergleich des Umweltbewusstseins der deutschen und russischen Gesellschaft zeigt einen riesigen Unterschied. Die umweltbewussten Deutschen trennen Müll und nehmen die Umweltprobleme richtig ernst. Unsere Gesellschaft „benutzt die Natur“ meistens, um Geld zu bekommen, ohne daran zu denken, wie teuer uns und zukünftigen Generationen diese Geschäfte zu stehen kommen können. Nach Meinung von M. Weber ist „die Berufung auf den 'Volkscharakter' das Bekenntnis des Nichtwissens“¹¹. Deshalb muss man die richtigen Gründe der Hemmnisse der Implementierung des Umweltrechts in Russland suchen. Auf dieser Suche, die schon begonnen, aber noch nicht beendet worden ist, wurde ich von Prof. Dr. Werner Gephart (Seminar für Soziologie der Universität Bonn) unterstützt. Außerdem hat die Teilnahme am Doktorandenseminar von Professor Gephart nicht nur meine soziologischen Kenntnisse stark verbessert, sondern auch interessante Ideen für meine Forschung und meine wissenschaftliche Entwicklung eingebracht.

Also, auf den ersten Blick kann man folgendes behaupten:

Der Unwillen innerhalb der Gesellschaft, die Rechtsregelungen, bzw. Umweltrechtsregelungen zu verwirklichen, spiegelt sich in einem alten Sprichwort wider: „Die Härte der russischen Gesetze wird durch ihre Unverbindlichkeit gemildert“. Wie gesagt hat Russland eine umfassende Gesetzgebung im Bereich Umweltschutz, teils mit gut ausgearbeiteten Rechtsinstrumenten, die aber leider nicht funktionieren will.

Als Beispiel kann man die Situation mit dem Lachsschutz an der Kamschatka nennen. Seit über 10 Jahren werden die Regelungen zu Fischerei und Lachsschutz im Russischen Fernost nicht beachtet. Dies führte zum Rückgang der Lachspopulation. Obwohl in der Gesetzgebung Normen für die Fischerei und den Fischschutz festgelegt sind und das Strafgesetzbuch sogar Bestrafung für gesetzwidrige Fischerei und die Austeilung von gesetzwidrigen Fischereigenehmigungen vorsieht, hat der Staat diese Situation dennoch lange geduldet. Erst in diesem Jahr hat die Staatsanwaltschaft Prozesse gegen Beamte eingeleitet, die für die Austeilung der Genehmigungen zuständig waren. Dazu kommen noch die Geschichten mit der Vernichtung der sibirischen Urwälder, die Verschmutzung von Baikal usw.

Aus den möglichen Gründen für die Unverbindlichkeit des Umweltrechts in Russland habe ich folgende ausgewählt:

a) Geografisch: Russland ist flächenmäßig weitaus größer als EU. Der Umweltschutz ist deswegen schwierig umzusetzen, weil

- Russland stark zentralisiert ist;
- es an realer Kontrolle in den Regionen mangelt. Die Entscheidungsträger fernab der Hauptstadt erfahren keine Kontrolle aus dem Zentrum und benehmen sich wie Könige. Es herrscht Korruption, und Naturschätze werden illegal verkauft mit dem Ziel, die Wirtschaftslage von einigen wenigen Personen zu verbessern. Das schadet sowohl der Natur als auch dem Staatshaushalt.

¹¹ Weber M. Die protestantische Ethik und der „Geist“ des Kapitalismus. – 3. Aufl.-Weinheim: Beltz, 2000. S. 49

b) Historisch: Da „krepostnoe pravo“ (die Sklaverei) erst 1861 in Russland abgeschafft worden ist, ringt die Bevölkerung noch mit der Übernahme von persönlicher Verantwortung für das eigene Wohl bzw. das seines Landes. Des Weiteren fehlt es dem Land an Motivation, weil es sich selbst noch immer niedrig einschätzt.

c) Rechtssoziologisch: Die sozialistische Vergangenheit hat uns als Erbe ein stark entwickeltes Strafrecht hinterlassen. Im Vergleich zu den anderen Rechtsgebieten war im Sozialismus das Strafrecht stärker entwickelt und fand breite Anwendung. Aber „die Bedrohung der Strafrechtsverantwortung“ allein funktioniert ohne die zusätzlichen verwaltungs- und ökonomischen Lenkungsinstrumente auch nicht so gut. Wenn gesetzeswidrige Aktivitäten zu hohe Maßstäbe setzen, hat der Staat nicht genug Ressourcen, um die gesetzeswidrige Tätigkeit auch strafrechtlich zu verfolgen (diese Situation wird mit der Theorie von E. Durkheim „*über die positive Rolle der Straftaten*“ begründet). Russland leidet an der Unzulänglichkeit der ökonomischen Instrumente für den Umweltschutz. Im Idealfall müssen die privaten und industriellen umweltfreundlichen Initiativen ökonomisch effizient sein. Es ist aber eine schwierige Aufgabe, ein solches System zu schaffen. Als Beispiel des Konfliktes zwischen Umwelt und Wirtschaft auf Ebene des Staatshaushalts kann man die Umweltabgaben nennen. Einerseits hält der Staat die Unternehmen an, umweltfreundlich zu arbeiten und deswegen weniger Umweltabgaben zu bezahlen. Andererseits sind umweltfreundliche Initiativen für den Staat ungünstig, weil er entsprechend weniger Abgaben bekommt.

4. ...und wieder Bonn

Während meines wissenschaftlichen Aufenthalts am Institut für Umwelt- und Technikrecht der Universität Trier habe ich den juristischen Teil meines interdisziplinären Projekts geschafft. Was den soziologischen Teil angeht, habe ich die Fragen gestellt, die noch beantwortet werden sollen. Das will ich unbedingt machen, deshalb werde ich beim Prof. Dr. Werner Gephart an der Philosophischen Fakultät der Universität Bonn über die Hemmnisse der Implementierung von Umweltrecht in Russland promovieren. Ich will meine Zeit der Frage des mangelnden Umweltbewusstseins in Russland widmen, weil aus meiner Sicht die Steigerung des Selbstbewusstseins bzw. des Umweltbewusstseins in Russland ein wichtiger Schritt zur erfolgreichen Entwicklung der Zivilgesellschaft und der Liberalisierung meines Landes ist.

J. Laurence Hare, Jr.

**A Past beyond Reach?:
The Challenge of Meaning in German Archaeology**

Background: B.A. in History; B.S. in Anthropology, University of Tennessee at Chattanooga (1999);
M.A. in Modern European History, University of North Carolina at Chapel Hill

Project: Claiming Valhalla: Archaeology, National Identity, and the German-Danish Borderland, 1830-1950

Currently: Ph.D. Candidate in Modern European History, University of North Carolina at Chapel Hill

A Past beyond Reach?: The Challenge of Meaning in German Archaeology

J. Laurence Hare, Jr.

In the summer of 2003, the Kunst- und Ausstellungshalle in Bonn hosted *Menschen, Zeiten, Räume: Archäologie in Deutschland*, an exhibition highlighting the progress of German archaeology during the last twenty-five years. Luckily for me, I was just beginning my year as a German Chancellor Scholar at the Institut für Sprachvermittlung just a few blocks away. Since the history of archaeology figures prominently in my project, I immediately saw an opportunity to learn more about how archaeology is practiced in Germany today. As I eagerly explored the countless stone carvings, bronze amulets, and iron swords on display in stuffy exhibit rooms, I was awed by both the sheer size of the collections and the sophisticated academic presentations that accompanied them. Through detailed technical explanations, the exhibition drew casual visitors into the archaeologist's world of grid coordinates, ground-penetrating radar, and painstaking laboratory analysis. The other patrons also seemed greatly impressed, and I found that I could barely make my way through the massive crowds of curious spectators speaking German in excited whispers and peering into glass cases filled with the remains of their ancient past.

But is it really their past?

Antiquity constitutes a different kind of national memory. It lies well outside living memory, and its distance from the present severs both historical and genealogical ties. The cultures of the ancient past have long since become extinct, and their remains are often seen as objectified curiosities. Yet antiquity is almost inevitably part of the national consciousness, especially in Europe. It lends a sense of depth, continuity, and stability to the nation, and often prefaces books on a nation's history. Indeed, *Archäologie in Deutschland* benefited for this reason from the support of the ständige Konferenz der Kultusminister, who deemed it a matter of "national importance."¹² The organizers of the exhibition went one step further, claiming it was designed to "awaken the interest of the public with the first general German presentation of archaeological research," and "to promote the importance of archaeology."¹³

Yet the exhibition struggled to meet these two goals. During my visit to the museum, I noticed that the "nation" was strangely absent from the event, despite the fact that the artifacts came from Germany, and that the texts were written in German, and that thousands of Germans had visited and expressed their interest. I saw no conscious effort to distinguish German archaeology from that of its neighbors, no overarching presentation of the German past, and, above all, no appeal to the "national importance" of archaeology. The exhibition, whose primary purpose was to build a connection between professional academics and the wider public, never fully explained why archaeology matters to us today or why the past is worth saving.

The issue, of course, is not limited to one museum or one project, but seems to pervade the entire discipline. This became clear while I was working in the archives of the Schleswig-Holstein Landesmuseum, where I had the opportunity to speak with archaeologists engaged in some of the largest excavation projects in the country. Some of the archaeologists with whom I spoke during my six weeks in Schleswig mentioned frequent presentations to school groups and participation

¹²Wilfried Menghin and Dieter Planck, eds., *Menschen, Zeiten, Räume: Archäologie in Deutschland*, (Stuttgart: Theiss, 2003), 14.

¹³Manfred Nawroth, Rüdiger von Schnurbein, Rainer-Maria Weiss and Mathias Will, *Menschen, Zeiten, Räume: Ausstellungsführer*, (Stuttgart: Theiss, 2003), 7.

in the creation of new museum exhibits, but they admitted that their relationship with the public is a low priority compared to their academic research, and they expressed discomfort with articulating the value of archaeology on a national level.

How do we explain this divide between the ancient past and modern society that paradoxically grows wider just as the techniques of archaeology have revealed the past to us as never before? Why are archaeologists caught between fulfilling the need for pure academic scholarship, considering ancient cultures in isolation, and pursuing practical applications that explain how prehistory informs our society in the twenty-first century? How should they begin to address the gap between their scholarship and its significance for the broader public?

This problem is by no means a failure of modern archaeologists, but rather an issue with roots in the history of the discipline. Indeed, the origins of this gap in meaning in German archaeology are of special interest to my current research. As a historian, I have become interested in this topic through a concern with the process by which modern nations develop. During my year in Germany, I conducted research to explain the role of archaeologists in shaping national identity, focusing on scholars working in northern Germany and Denmark during the nineteenth and twentieth centuries. I believe that archaeology and prehistory are important because, as a national community, Germany is largely an artificial creation, but one whose criteria necessarily resonate with its members. Among these criteria is the idea of a common past that stretches into the shrouded mists of antiquity. Beginning in the mid-nineteenth century, a cohort of professional archaeologists emerged to excavate and examine the vast bodies of archaeological data throughout the region and to create comprehensive depictions of the past. They combined empirical methodology and scholarly credibility to produce plausible narratives of German prehistory, which they then integrated into national (and often nationalistic) histories of the German nation-state.

There are two key problems with this type of research. First, prehistoric cultures do not fit the parameters of the modern nation-state. Artifact distributions tend to drift across borders, and claims to archaeological sites can be contested. In fact, this was exactly the situation in the northern German state of Schleswig-Holstein, which until 1864 had belonged to Denmark. Both countries struggled over sites such as the Danewerk fortifications and the Thorsberger Moor and appropriated prehistoric material as symbols in their broader territorial disputes. Archaeologists often became embroiled in these conflicts and employed their scholarship to cast artifacts and sites as proof of long-standing German or Danish settlement in the region.

Such efforts created a second problem, which was inherent in the types of linkages that the archaeologists made. At the turn of the century, a number of German scholars associated particular artifact types with specific ethnic or racial groups. They believed that they could uncover the settlement patterns of ancient cultures in order to trace the modern German nation to its ethnic roots in a specific area of northern Europe.¹⁴ This theory endorsed broad characterizations of the German nation that drew criticism from Scandinavian countries, who felt that their own identities were in jeopardy of being effaced.¹⁵ Moreover, such thinking, while by no means identical to Nazi ideology, was compatible enough to foster a working relationship, and with the advent of the Third Reich and the start of World War II, German archaeology

¹⁴The most well-known of these was Gustaf Kossinna, who pioneered the so-called "Settlement Method" of archaeology. See Kossinna, *Die deutsche Archäologie: Eine hervorragend nationale Wissenschaft*, (Würzburg: Kabitzsch, 1912).

¹⁵See J. Laurence Hare, Jr., "Germanizing Odin: Archaeology, Nordic Prehistory, and National Identity," (master's thesis, University of North Carolina at Chapel Hill, 2002).

became a critical propaganda tool for justifying the conquests of Denmark and Norway and the invasion of Eastern Europe.¹⁶

German archaeology was thus intellectually bankrupt long before the war ended, and its surviving practitioners struggled not only to preserve their careers, but also to rebuild the discipline. The effect on archaeological theory was especially devastating. In the context of postwar denazification, archaeologists abandoned their previous theoretical orientations, which were steeped in nationalism, and adopted a highly skeptical view of theory. According to Heinrich Härke, they consequently turned a blind eye to new theoretical approaches emerging in Britain, America, and Scandinavia, and they have since been unable to match their advances in excavation and analysis technology with engaging debates about overarching archaeological approaches.¹⁷

This also means, unfortunately, that archaeologists have surrendered much of the influence they once held to shape public opinion about prehistory. They point out, of course, that academic research must remain a priority, and that one of the lessons they have learned from the troubled history of their discipline has been that scholars must approach the past on its own terms. This at least partly explains their reluctance to make linkages between the past and the present, because to do so threatens to remove prehistoric cultures from their proper context and can distort attempts at objective scholarship. Yet these same archaeologists have left little doubt that their discipline's disastrous experience with nationalism remains a factor in their difficult dialogue with the public. As one archaeologist told me, "It is easy to speak of national archaeology in a country such as Denmark, because nationalism there is not considered dangerous, but charming."¹⁸

The Danish presentation of the past is, indeed, quite different, as I discovered while working in Copenhagen with the support of a European Scholarship from the Humboldt Foundation. In Denmark, visitors to museums are often reminded that they are seeing the remains of "our Viking ancestors."¹⁹ Moreover, museums more consciously display their collections as part of a national enterprise. At the National Museum in Copenhagen, for example, one entire wing is devoted solely to Danish prehistory. At the same time, Danes have become more self-conscious of their stronger national orientations and have begun considering the implications of their discipline's history for their current work. This debate is similar to one underway among their German colleagues, but while Germans have primarily limited these discussions to academic circles, Danes have included them as part of exhibits at local museums, which allow the public to reflect on the present-day uses of archaeology. The National Museum displays replicas of the famous Golden Horns of Gallehus alongside a detailed discussion of their political use in the ceremonies reclaiming northern Slesvig from Germany in 1920. The Danes also maintain a museum in Germany at the Danewerk, which divides itself between one display of the Danewerk fortifications in the pre-Christian period and one that discusses the modern use and abuse of the site by both Germans and Danes.²⁰

The German case is also different from my own experience studying archaeology in the United States. While excavating as an intern at the Hermitage, the plantation home of President Andrew

¹⁶Henning Haßmann, "Archaeology in the 'Third Reich,'" in *Archaeology, Ideology and Society: The German Experience*, ed. Heinrich Härke, (Frankfurt: Lang, 2000), 96-108.

¹⁷On the issue of postwar theory in German archaeology, see Heinrich Härke, "All Quiet on the Western Front?" in Ian Hodder, ed., *Archaeological Theory in Europe: The Last Three Decades*, (London: Routledge, 1991).

¹⁸Volker Hilberg and Sven Kalmring, conversation with the author, Schleswig, Germany, February 4, 2004.

¹⁹I encountered this phrase in an educational film at the Vikingeskibsmuseet in Roskilde during the summer of 2001.

²⁰This discussion also dominates the museum's pedagogical texts. See for example Jørgen Kühl, *Danevirke: Myte, Symbol, Identitet* (Schleswig: Dannevirkegården, 1992).

Jackson in Nashville, Tennessee, I found myself deeply engaged with the public. The dig supervisor often showed up for work with a shirt reading "Public or Perish," which humorously suggested his deep commitment to bringing his scholarship to a wider audience. While digging each day, the edges of our excavation pits became the sites of impromptu debates about American history, as visitors encountered not only the lifestyles of nineteenth-century Americans, but also issues of race and class revealed from beneath the earth.

German archaeology, by contrast, is no longer the battleground for cultural politics that it once was. Germans do, however, maintain a very active interest in archaeology. Thousands flock to museums and excavations each year, while magazines such as *Damals* and *Archäologie in Deutschland* and websites such as *Archaeologie-Online* feed the public appetite for archaeological research. Yet although professionals clearly play a critical role in meeting the general interest in prehistory, the question remains whether they work adequately to nurture this interest, or whether it is driven by its own momentum. The question is more than academic, because archaeologists depend to a great degree on the support of non-professionals in locating and preserving remains, while the interest of the public is critical for obtaining funding from government and private agencies.

Resolving these issues demands above all a strategic reappraisal of the ways in which archaeologists communicate with their national audience. During my year in Germany, I observed that this process is in part already underway, and that, despite the limitations of national representations of the past, a number of archaeologists have created some interesting alternatives for linking past and present and for actively engaging the public. Above all, these strategies have approached the issue of meaning by appealing to different levels of identification with prehistory. In Schleswig, for example, Michael Gebühr's work with the remains of so-called "bog bodies" has drawn on mathematical formulas to suggest the tantalizing possibility that the bodies on display may in fact be distant relatives, creating an individual bond between the visitor and the past. As Gebühr explains, "Seen from this perspective, the human remains in the bog body display lose some of their horror, and certainly some of their exoticism, while the graves of those vanished periods lose part of their remoteness and possibly acquire something of a personal relationship."²¹ Gebühr has used this connection to encourage museum guests to offer their opinions on the appropriateness of displaying the remains, allowing them to use their newfound personal attachment to become involved both with the exhibit and with the practice of archaeology.²²

Just down the hall from the "bog body" exhibit, another labyrinthine chamber at the Landesmuseum chronicles prehistory in the German state of Schleswig-Holstein. Within glass cabinets and behind exemplary pieces of antiquity, colored maps chart cultural development while accompanying texts explain the uniqueness of the past north of the Elbe River. Indeed, a number of museums have approached the question of meaning from a regional perspective, seeking to show the singularity of archaeology in each of the German *Bundesländer* and to highlight local claims to critical archaeological material. Such an approach recalls the earliest days of archaeology in Germany, when middle-class amateurs, inspired by a Romantic love of history and *Heimat*, banded together to find and preserve the prehistory of their own communities. Just as in the nineteenth century, this perspective is useful first because there are aspects of prehistory unique to specific German regions. Whether dealing with Romano-German contact in Baden-Württemberg or Viking trading networks in Schleswig-Holstein, the archaeologist is often confronted with questions appropriate to a more localized context. For this

²¹Michael Gebühr, "Sind die Moorleichen 'unsere Urururgroßeltern'?" *Die Heimat*, 85, 1978, 324-5.

²²Gebühr posted the responses he received on a board outside the exhibit. He also discusses this question in *Moorleichen in Schleswig-Holstein*, (Schleswig: Archäologisches Landesmuseum, 2002), 56-7.

reason, many archaeologists specialize in specific chronological periods, cultural groups, or thematic issues, which naturally lend themselves to a regional focus.

Perhaps this explains why even the Bonn exhibit maintained something of a "federal character" to its display. One room of the exhibition, for example, highlighted some of the most interesting and most spectacular artifacts found in each of the German states. For the first time, the archaeological achievements of all sixteen German *Bundesländer*, including those in the former GDR, came together under one roof. This was certainly a fantastic assemblage, but at the same time it underscored the final limits of meaning in German archaeology. As the organizers of the exhibition themselves admitted, "This representation [of the past] is not, as in 1883, presented by states, but rather is built on the chronology of the body of finds. In this manner, it becomes clear that archaeology is a brand of scholarship that transcends discipline and region and requires cooperation at least on a national level."²³

In light of its historical connotations, however, any return to more nationally oriented connections within German archaeology is likely to be controversial. Yet the Bonn exhibition seems to suggest that a more integrated view of prehistory is at least desirable. What is important to note is that German archaeologists are not interested in reinventing nationalist narratives of prehistory, but rather in creating presentations of the past that remain rigorously academic while seeking to appeal to a broader audience on a national scale. Based on my research, I might suggest that such efforts should continue to view the past in its own context without assigning a negative or positive value. It should remain a cooperative and not a competitive scholarly endeavor, and should encourage the public to see the past within their borders as part of a broader continental or even global narrative of prehistory. This means that claims to archaeological material can no longer be exclusive, but must recognize that artifacts and sites may have an overlapping significance for neighboring countries. The value of German prehistory instead lies in the overall uniqueness of its characteristics and cultural make-up, in its problems and questions, and in the theories and practice that govern German archaeological scholarship.

Finally, German archaeologists must recognize that theirs is a discipline with its own past, and it is this aspect that they must continue to examine, not only for the sake of their scholarship, but also for the sake of their relationship with the audience. Historical considerations should move from the text to the exhibit itself, where members of the public can understand the historical dimension of the artifacts that they see behind the glass. They should see both the successes and failures of the discipline, and feel encouraged to become active participants and to voice their opinions about its future. Then they may better appreciate that what they are discovering in the museums is indeed their past, and that the treasures beneath their gardens, within their communities, and in their country as a whole are worth the tremendous efforts that have gone into understanding and preserving them.

²³Menghin and Planck, *Archäologie in Deutschland*, 14.

Ekaterina Ilyushechkina

**– Wie antike Wegweiser mich ins gegenwärtige Deutschland
geführt haben –**

- Werdegang: Auslandssemester am Institut für klassische Philologie der Humboldt Universität Berlin (1999-2000);
Diplom der Klassischen Philologie an der Lomonossov-Staatsuniversität, Moskau (2000);
Studium am Institut für klassische Philologie an der Ludwig-Maximilians-Universität, München (2001-2002);
Promotion am Institut für allgemeine Geschichte an der Russischen Akademie der Wissenschaften, Moskau
- Projekt: Die Geographie des Dionysios Periegetes im Kontext der ethnohistorischen Tradition
- Derzeit: Doktorandin im Institut für allgemeine Geschichte an der Russischen Akademie der Wissenschaften, Moskau

Wie antike Wegweiser mich ins gegenwärtige Deutschland geführt haben

Ekaterina Ilyushechkina

Vom Forschungsstipendienprogramm der Alexander von Humboldt-Stiftung hatte ich schon als Studentin gehört. Damals sagte man, es wäre eines der angesehensten Stipendien, in der Regel bekämen es nur hervorragende Doktoren oder ehrwürdige Professoren, die schon eine Menge publiziert und allgemein Anerkennung gefunden hätten. So war es früher. Obwohl nicht so viel Zeit vergangen ist, gab es viele Veränderungen: Politiker der ganzen Welt knüpften freundschaftliche Beziehungen zueinander, gesellschaftliche Organisationen reagierten rechtzeitig, indem sie neue Bedingungen für die Zusammenarbeit der Nachwuchswissenschaftler aus den verschiedenen Ländern schufen, und so ist es jetzt meine Aufgabe – weder als Doktorin noch als Professorin –, auf einigen Seiten meine Erfahrungen in dem vergangenen Jahr zu beschreiben, das ich als Stipendiatin des Bundeskanzlerprogramms der Alexander von Humboldt-Stiftung in Deutschland verbracht habe.

Die Aufgabe ist nicht so einfach, würde ich sagen. Selbst wenn ich alle Ereignisse dieses Jahres bloß aufzählte, nähmen sie ziemlich viel Platz ein. Und wenn ich dazu noch die zahlreichen Eindrücke der überraschenden Entdeckungen verschiedenster Art, der interessanten Reisen, der improvisierten Treffen, der wissenschaftlichen Diskussionen usw. hinzufügte, so könnte es eine kleine Broschüre werden. Hier werde ich mich jedoch mit einer knappen Erzählung begnügen, die in drei Teile gegliedert ist.

I. Bonn und der Sprachkurs

Während des Orientierungstreffens der russischen Hälfte der Stipendiaten in Moskau haben uns die Vertreter der Stiftung vorgeschlagen, vor dem Beginn des Stipendiums an einem deutschen Sprachkurs in Bonn teilzunehmen. Ich war früher bereits in Deutschland gewesen und konnte damals schon ein bisschen Deutsch, aber eben aufgrund meiner früheren Erfahrungen wusste ich, dass man die erste Zeit in einem neuen Land immer für die Eingewöhnung in die neue Umgebung braucht. Also habe ich entschieden, dass meine Teilnahme an dem Sprachkurs eine gute Gelegenheit sein würde, nicht nur mein Deutsch zu verbessern, sondern auch mich zurechtzufinden; darüber hinaus fanden die Kurse in Bonn statt, wo ich bisher noch nie gewesen bin. Vorgreifend möchte ich sagen, dass die Sprachkurse, die Bekanntschaft mit den anderen Stipendiaten und die ersten in Bonn verbrachten Wochen zu den eindrucksvollsten Ereignissen gehören, an die ich mich auch jetzt noch mit großem Vergnügen erinnere.

Innerhalb des Zeitraums, die wir in Bonn verbracht haben, hat mich die Stadt völlig bezaubert. Früher war ich sicher gewesen, ich würde nie in einem kleinen Städtchen wohnen wollen, ich würde mich dort langweilen, denn ich habe mich an den intensiven Rhythmus der Großstadt gewöhnt. Aber eben die geringe Größe Bonns hat es mir ermöglicht, die Stadt tief zu erleben und an verschiedenen Veranstaltungen dort teilzunehmen – und es gab eine Menge von Veranstaltungen! Sie waren einmalig: das internationale Open Air-Stummfilmfestival, das im August im Universitätshof stattgefunden ist; das Weinfest am Münsterplatz, wo Winzer aus der ganzen Gegend gekommen sind und jeder versuchte, sein Zelt besonders zu schmücken und bereit war, diesen oder jenen Wein zu empfehlen, und dabei intuitiv alle Wünsche erkannte; klassische Musikkonzerte vor dem Rathaus; Exkursionen im Botanischen Garten oder Schifffahrten auf dem Rhein, der bei Bonn besonders schön ist (in der Nähe befindet sich auch der berühmte Lorelei-Fels).

Jeder Tag im Institut für Sprachvermittlung bestand aus zwei Teilen, die meiner Meinung nach den Charakter unserer Lehrer widerspiegeln. Da möchte ich die Gelegenheit nutzen und den Direktoren, Frau Karin Alexanrowitsch und Herrn Frauns, und unseren lieben Lehrern, Frau Michal Wulff und Herrn Stefan Endres, herzlich für ihre freundliche Unterstützung und Hilfe danken. Wie gesagt, während der ersten Hälfte des Tages studierten wir intensiv Grammatik, danach übten wir die Konversation. Infolge dessen haben wir wunderbare Ergebnisse erreicht: Einerseits haben wir in ziemlich kurzer Zeit unsere Deutschkenntnisse aufgefrischt, gelernt, nicht nur über die eigenen Projekte, sondern auch über die der anderen munter zu diskutieren, und uns innerlich vorbereitet, das ganze Jahr in Deutschland zu verbringen, ohne Angst zu haben, mit den Kollegen und Freunden Deutsch zu sprechen. Andererseits hatten wir eben während des Sprachkurses die Möglichkeit, die anderen Stipendiaten kennen zu lernen – sowohl die Russen, als auch die Amerikaner. Und während es am Anfang offensichtlich noch zwei Hälften der Gruppe gab, eine russische und eine amerikanische, so wurden die Grenzen am Ende unseres Aufenthaltes in Bonn aufgehoben, und wir alle wurden zu guten Bekannten und richtigen Freunden. Ich glaube, ohne die Kommunikation während des Kurses und in der Freizeit danach wäre das kaum möglich gewesen. So würde ich auch den zukünftigen Stipendiaten sehr empfehlen, diese Chance zu nutzen, ihre Bekanntschaft mit dem Land und den anderen Stipendiaten mit dem Sprachkursbesuch in Bonn zu beginnen.

In Bonn fand auch der erste Teil unseres Einführungsseminars statt, das von der Stiftung organisiert wurde. Das Seminar hat uns die Möglichkeit gegeben, uns mit Vertretern aus Wissenschaft, Industrie, aus sozialen und akademischen Organisationen und Institutionen zu treffen. Die Aufzählung davon, was wir gesehen und besprochen haben, würde zu viel Raum und Zeit einnehmen; die zukünftigen Stipendiaten werden selbst an einem ähnlichen Seminar teilnehmen, für die anderen möchte ich sagen: Praktisch alle, mit denen wir in dieser Zeit gesprochen haben – sowohl in Bonn als auch während des zweiten Teils des Einführungsseminars in Berlin – waren sehr interessante Gesprächspartner. Egal ob in einem Museum, einem wissenschaftlichen Zentrum oder in einer Firma – wir wollten oft das Gespräch weiter und weiter führen; und gerade das war eines der Hauptziele des Seminars, wie es scheint. Mir hat auch die Vielfalt des Programms gefallen: wir haben uns nicht nur mit Vertretern des Rathauses oder Konsulats und mit Mitarbeitern der wissenschaftlichen Institutionen oder Stiftungen getroffen, sondern auch an Führungen von Stadt und Umgebung teilgenommen und sogar eine Orgelbaufirma und einen Fernsehsender besucht. Nach den vorigen Reisen nach Deutschland hatte ich einen Eindruck, dass ich die deutsche Kultur, das alltägliche Leben hier u. ä. schon mehr oder weniger kenne, aber fast jedes Treffen im Rahmen des Einführungsseminars im Herbst und später während unserer Studienreise im Frühling hat immer wieder etwas Neues und Interessantes für mich eröffnet. Einen herzlichen Dank an alle Teilnehmer und Organisatoren!

II. Die Arbeit an dem Projekt und meine Gastuniversität

Mein Gastinstitut war die Ludwig-Maximilians-Universität in München. Was mein Projekt betrifft, so ist das Gebiet meines wissenschaftlichen Interesses die klassische Philologie, antike Geschichte und Geographie Griechenlands und Roms. Mein Projekt galt der Untersuchung der historischen Geographie der antiken Staaten, die Völkern und Stämmen gewidmet ist, die mit dem Schwarzmeergebiet und dem Gebiet des Kaspischen Meers verbunden sind, ihren Migrationswegen in Osteuropa und ihren politischen, wirtschaftlichen und Kulturverhältnissen mit den griechischen Städten dieses Areals. Eines der Ziele meiner großen Untersuchung war es, nach dem Material des Werkes von Dionysios Periegetes die Daten festzustellen, die die barbarischen Völker und ihre Beziehungen mit den Zivilisationen Griechenlands und Roms betreffen. Das Projekt stellte eine historisch-philologische Untersuchung des von Dionysios von

Alexandria (II. Jh., genannt auch "Periegetes") stammenden geographischen Lehrgedichtes *Lied von der Welt* (*Oikoumenes periegesis*) dar, das mehr als 1000 Verse in Hexametern enthält. In seinem Lehrgedicht, das bis jetzt von den Gelehrten kaum untersucht worden ist, beschreibt Dionysios das Weltbild im Allgemeinen und die einzelnen Regionen. Angesichts der vielen erhaltenen Abschriften darf man darauf schließen, dass das Werk des Dionysios Periegetes nicht nur in der Spätantike, sondern auch im Mittelalter populär war: Im IV. Jahrhundert n. Chr. hat Avienus eine Nachdichtung des Gedichtes des Dionysios in lateinischer Sprache geschaffen, um 500 entstand die von Priscianus verfasste lateinische Übersetzung; im XII. Jahrhundert hat der byzantinische Autor Eustathios von Thessaloniki einen sehr ausführlichen Kommentar zum Gedicht des Dionysios zusammengestellt. Bei der Arbeit an meinem Projekt wurden diese drei recht wenig erforschten Rezeptionszeugnisse und ihre Analyse im Zusammenhang mit der Hauptquelle untersucht.

Der Stil des Werkes von Dionysios ist von starken Einflüssen der Rhetorik und des "gelehrten" Alexandrinismus geprägt. Dies kommt u. a. in denjenigen Stellen zum Ausdruck, wo die Rede vom Leben einzelner, die Randgebiete der Oikumene bevölkernder Stämme ist. Besonders wichtig ist es dabei, zu bestimmen, in welchem Maß der Text des Dionysios historische Realien enthält, die es ihm erlauben, ihn als historisches Dokument zu lesen. Bei der Arbeit versuchte, ich literaturwissenschaftliche Ansätze mit den Prinzipien der Textkritik und der historischen Quellenkritik zu verbinden.

Was die Zeugnisse des Dionysios Periegetes über die Geographie des Schwarzmeergebietes und des Gebietes des Kaspischen Meeres betrifft, so fußen die erwähnten Realien in der Regel auf antiken literarischen Quellen und der Geschichtsschreibung; nicht selten sind sie von den Anforderungen der Rhetorik bedingt und haben die Schaffung besonders eindrucksvoller Bilder für die die Randgebiete der Oikumene bevölkernden "Barbaren" zum Ziel. Der größte Teil dieser Erwähnungen trägt bei Dionysios einen mythologischen Charakter und gibt in bestimmtem Maße die ältesten Legenden und Sagen wieder, die die Gebiete des Schwarzen und des Kaspischen Meeres mit der Welt der Griechen verbanden. Nichtsdestoweniger kann die Analyse konkreter einzelner Angaben des Dionysios Periegetes Aufschluss über geographische Wahrnehmungen bieten, Rückschlüsse auf Realien erlauben und unser Wissen über die ethnographische Situation im Schwarzmeergebiet und im Kaspischen Gebiet in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung erweitern.

Der durchgeführten Untersuchung soll der antike Teil des Bandes "Drevnejšie istočniki po istorii Vostočnoj Evropi (Die ältesten Quellen für die Osteuropageschichte)" zugrunde gelegt werden, der die erste russische Übersetzung des geographischen Gedichtes von Dionysios mit dem Paralleltext auf Griechisch bietet sowie einen Einführungsartikel und einen ausführlichen historisch-philologischen Kommentar einschließt. Außerdem wird die geplante Ausgabe die bisher nicht ins Russische übersetzten Texte von Avienus und Priscianus beinhalten, die das Werk des Dionysios nacherzählt haben, sowie – die erste russische Übersetzung des Kommentars von Eustathios von Thessaloniki zum Lehrgedicht des Dionysios enthalten.

Um die antike Geographie und diesen Autor weiter bekannt zu machen, habe ich nach meiner Rückkehr nach Moskau vor, eine Vorlesungsreihe "Einführung in die antike Geographie: von Eratosthenes bis Ptolemeios" in Quellenwissenschaft der Geographie in der Antike an der Moskauer Universität zu halten sowie ein Seminar zu initiieren mit dem Thema "Die Geographie des Dionysios Periegetes" (Textkritik, metrische Analyse, Übersetzung und Interpretation des Textes mit einem historisch-philologischen Kommentar).

Das Bundeskanzler-Stipendienprogramm hat mir eine außerordentliche Gelegenheit gegeben, mein Projekt durchzuführen. Vor drei Jahren war ich bereits mit einem Jahresstipendium des DAAD an der Münchner Universität und habe damals die oben erwähnte Untersuchung in der antiken Geographie begonnen, wobei ich eine Analyse der geographischen Bücher des römischen Enzyklopädisten Plinius d. Älteren (I. Jh. n. Chr.) und seines Kompilators Solin (III. Jh. n. Chr.) im Licht eines lateinischen Kommentars des Humanisten und Eruditen des XVII. Jhs., Claudius Salmasius, unter der wissenschaftlichen Betreuung von Herrn Prof. Dr. Wilfried Stroh durchgeführt habe. So bin ich diesmal an einen mir schon bekannten Ort zurückgekehrt, an meine zweite Alma Mater. Ich kann sagen, dass ich die Münchner Universität richtig liebe, mit ihr sind viele gute Erinnerungen verbunden, und sie kann sich mit Recht eine hervorragende Universität nennen – und nicht nur, weil sie eine der größten und reichsten Universitäten Deutschlands ist (übrigens befindet das größte Institut für Klassische Philologie in Deutschland eben in München). Hier habe ich den angenehmsten Ort für meine Arbeit gefunden: die drei wichtigsten und reichhaltigsten Bibliotheken stehen nur einige hundert Meter voneinander entfernt – die Seminarbibliothek an der Uni, die Bibliothek im Institut „Thesaurus Linguae Latinae“ an der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und, natürlich, die riesige Bayerische Staatsbibliothek mit ihrer unübertroffenen Sammlung von Handschriften und alten Drucken. Ich kann nicht sagen, dass die Bibliotheken in Moskau schlecht sind, aber das Gefühl von besonderem Komfort und Vergnügen bei der Arbeit habe ich wohl nur in München.

Wohlvollend haben mich auch die Institutsprofessoren aufgenommen, sie waren immer bereit, mir zu helfen und mich zu beraten. Außerdem war es für mich sehr angenehm, die Möglichkeit zu haben, die bekannten Studenten wiederzutreffen, an den wissenschaftlichen Treffen teilzunehmen, die im Institut oft organisiert werden, und einfach an verschiedenen Partys im Institut, wenn sich Professoren und Studenten informell miteinander unterhalten – in Moskau gibt es leider viel weniger Veranstaltungen solcher Art. Ich mag auch die Tradition einiger deutscher Professoren, nach der Arbeit eines Seminars mit ihren Studenten zusammen in einem Café zu sitzen und einfach zu plaudern; das würde ich auch einigen meiner Kollegen in Moskau empfehlen. Wahrscheinlich bringt jede Auslandsreise viele neue Bekanntschaften; dieses Mal in München habe ich sehr häufig und intensiv an der Uni und im Alltagsleben mit den deutschen Doktoranden und anderen ausländischen Stipendiaten verkehrt, viele darunter kann ich jetzt mit großer Freude als meine besten Freunde bezeichnen – ich danke euch, Leute, dass ihr immer bei mir wart!

Besonderen Dank schulde ich meinem Betreuer während dieses Jahres, Herrn Prof. Dr. Martin Hose, der alle meine Initiativen gefördert und meine Arbeit angeregt hat und mir außer der wissenschaftlichen Betreuung auch vielerlei menschliche Unterstützung zuteil werden ließ.

Im vorigen Jahr hatte ich die wunderschöne Möglichkeit, viele Städte Deutschlands zu besuchen, die ich früher nie gesehen hatte – von den kleineren in der Nähe von München, wo ich als eine einfache Touristin war, bis zum nördlichen Hamburg und Rostock, wo ich an verschiedenen Konferenzen und wissenschaftlichen Treffen teilgenommen habe. Die zentrale Lage Münchens gegenüber den anderen europäischen Ländern hat mich auch ermutigt, Europa zu bereisen, insbesondere Österreich und Italien. Während der Zeit meines Stipendiums habe ich zwei internationale Konferenzen besucht. Die eine vom 26. bis 28. November 2003 in Berlin, organisiert vom Deutschen Archäologischen Institut, war dem Fluss Tanais und dem umliegenden Gebiet (an der Schwarzmeerküste) in der Antike gewidmet. Mein Status als Humboldt-Stipendiatin hat mir die Möglichkeit gegeben, neue Kontakte mit deutschen Kollegen auf höherem Niveau zu knüpfen; den Aufenthalt in Berlin konnte ich auch dazu nutzen, in der Preußischen Staatsbibliothek und in der größten Seminarbibliothek für Klassische Philologie in Deutschland (an der Berliner Freien Universität) zu arbeiten. Die andere Konferenz vom 19. bis

21. Februar 2004 fand an der Universität Rostock statt und wurde vom dortigen Institut für Altertumswissenschaft organisiert; Thema war die Wissensvermittlung in dichterischer Gestalt seit der Antike bis zum Mittelalter. Nach der Konferenz habe ich einige Teilnehmer später bei Gastvorträgen o. ä. in München und in anderen Städten Deutschlands wiedergetroffen. Im Sommer habe ich auch an einem internationalen Kolloquium zum Thema *Die Geschichte der Bukolik von der Antike bis zum Humanismus* teilgenommen, das von Istituto Internazionale di Studi Piceni (Sassoferrato, Italien) organisiert wird. Ich freue mich, die Gelegenheit erhalten zu haben, interessante Kontakte mit meinen Kollegen in Europa zu knüpfen und neue Erfahrungen zu machen.

III. Mein München

Während unserer Studienreise im Frühling haben wir viele Städte besucht, München bleibt jedoch bis heute meine Lieblingsstadt in Deutschland. Bei meinem ersten Besuch in Deutschland war ich in Berlin. Als ich dann zwei Jahren später nach München kam, freute ich mich, dass viele Dinge, wie z. B. Straßenschilder, Haltestellen und sogar Mülltonnen denen in Berlin sehr ähnlich waren – das half gegen die Nostalgie. Vor der Reise nach München habe ich von einigen Kollegen in Moskau oft gehört, München sei keine richtige Stadt, sondern ein Dorf der hochnäsigen Millionäre; jetzt scheint es mir, dass in München die freundlichsten Leute wohnen. München selbst ist eine belebte, spektakuläre, bunte, multikulturelle Stadt.

Am Anfang wurde meine Aufmerksamkeit auf einige Dingen gelenkt: Z. B. hängen in der U-Bahn elektronische Bildschirme, die die Hauptnachrichten zeigen, während man auf den Zug wartet, dann kommt die Anzeige: "Achtung! Der Zug geht ein!" – und dann beginnt alles vom Anfang: Werbung, Nachrichten, und wieder Werbung. Abends, wenn in der U-Bahn nicht so viele Leute unterwegs sind und die Pausen zwischen den Zügen größer sind, wird auf den Bahnhöfen klassische Musik gespielt, überall verschiedene: auf einer Station vielleicht von Mozart, auf einer anderen die Walzer von Strauß – das ist sehr angenehm. Überhaupt ist Musik in der Stadt allgegenwärtig; wenn man durch die Stadt spazieren geht, besonders im Zentrum, trifft man viele Straßenmusiker aller Art. Einen Akkordeonspieler am Marienplatz kenne ich schon seit drei Jahren.

Mir scheint auch, dass die Deutschen öfter lächeln, und zwar nicht nur die Verkäufer in den Geschäften, die aus Arbeitspflicht lächeln, sondern auch die Leute auf den Straßen, in der U-Bahn; besonders angenehm ist auch, wenn jemand dir die Tür aufmacht – jetzt bemühen viele meiner Bekannten und ich uns aus allen Kräften, diese Gewohnheit in Russland einzuführen.

Besonders möchte ich über meinen Lieblingsort in München berichten, den Englischen Garten. Stellen Sie sich vor, im Zentrum einer großen Stadt liegt eine riesige Parkanlage mit Fußwegen – breite und enge, mit Sand und Kies, speziell zum Reiten – mit einer Vielzahl von Kanälchen und Bächlein, die von dem Münchner Fluss Isar kommen, mit schattenreichen Alleen und offenen Plätzen und mit einem wundervollen See in der Mitte – das ist der Englische Garten in München. Im mittleren Teil, auf einem kleinen Hügel, befindet sich ein klassizistischer Monopteros, eine Laube des 19. Jahrhunderts, rund wie der Vesta-Tempel in Rom, und von diesem Ort zeigt sich ein wunderschönes Panorama: Man sieht gleichzeitig die Peterskirche, die älteste Kirche Münchens, das Rathaus im Zentrum, die Frauenkirche – das Stadtsymbol mit ihren Zwillingstürmen –, die italienisch aussehende Theatinerkirche und die Universitätskirche; wenn ihre Glocken der Reihe nach zu läuten beginnen, scheint es, als ob die ganze Stadt eine große Glocke sei. Unter den Bäumen sitzen häufig Musiker mit Trommeln, ihre „Gipsy-Musik“ klingt völlig verzaubernd, sehr rhythmisch, etwas südamerikanisch. Auf den Wiesen des Parks sieht man kleine Erdhügel, das sind die Spuren von Maulwürfen, mit denen man seit hundert Jahren einen Kampf führt, man kann sie aber nicht wegjagen. Ich finde die Wiesen mit den Maulwurfshügeln aber sogar interessanter.

Wahrscheinlich ist die erste Assoziation von jedem, der das Wort „München“ hört, das Oktoberfest. Ich würde sagen, dass das Oktoberfest auf alle Fälle ein wichtiges Ereignis für die Stadt ist, aber bestimmt nicht die Atmosphäre Münchens wiedergibt. Auf den ersten Blick ist Oktoberfest eine wilde und merkwürdige Sache: Auf einem großen Platz im Zentrum scharen sich Leute aus ganz Deutschland und aus vielen anderen Ländern zwischen Karussellen, Schießständen, Achterbahnen und riesigen Zelten von Bierbrauereien aller Sorten. In einem Zelt können sich gleichzeitig bis zu zehntausend Menschen aufhalten. Jedes Zelt ist eigenartig geschmückt, überall sitzt in der Mitte ein Orchester, das das Publikum regelmäßig mit einem Traditionslied erfreut, und während das ganze Zelt zusammen singt, stößt man mit den Bierkrügen an und ruft „Prosit!“. Wenn die Musik dem Publikum besonders gefällt und schon genug Bier getrunken wurde, so beginnt man auf den Bänken zu tanzen – je beliebter die Musik ist, desto mehr Leute stehen auf den Bänken. Überall werden Souvenirs verkauft, vor allem Lebkuchenherzen, Bierkrüge aller Größen und spitz zulaufende Hüte mit einer bayerischen Fahne. Das Bier kriegt man nur in einem 1-Liter-Krug, das ist die berühmte bayerische Maß. Dazu gehören auch leckere ofenfrische Brezeln mit grobem Salz, Radieschen und natürlich eine richtige Schweinshaxe. Wenn du einige Zeit in so einem Zelt verbringst, so wirst auch du unweigerlich mit der Stimmung dieser grundlosen Fröhlichkeit angesteckt. In den Tagen des Oktoberfestes tragen die Bayern besonders oft ihre Nationaltracht, Dirndl und Lederhose, und nicht nur auf der „Wiesn“, sondern auch zur Arbeit.

Über München sind Dutzende Bücher und hunderte Reiseführer geschrieben worden. Aber, wie gesagt, es ist besser, es einmal selbst zu sehen, als hundertmal davon zu hören. Diese Stadt beherrscht eine ganz besondere Atmosphäre: Einerseits ist es eine große Stadt mit breiten Straßen, lauten Plätzen, wo es eine Menge von Cafés und Restaurants, antiquarischen Geschäften und Buchhandlungen gibt, wo sich moderne Theater und eine der beste Opern Europas, zahlreiche Museen und Artgalerien befinden; andererseits kann man hier sehr einfach ruhige Gassen, abgelegene Innenhöfe und sogar richtige „unbewohnte Inseln“ in der Mitte der Stadt finden. München bietet eine Menge von verschiedensten Dingen, stört aber gleichzeitig nie deine eigene inneren Welt.

Nicht nur im Institut, sondern auch im Alltag ist es mir gelungen, während meines Aufenthalts in Deutschland mit vielen Deutschen Kontakte zu knüpfen und sie näher kennen zu lernen. Während ich bei meinem ersten Aufenthalt in München noch in einem Studentenwohnheim wohnen konnte, musste ich mir diesmal selbst eine Unterkunft suchen. Die ersten sechs Monate habe ich ein Appartement nördlich des Zentrums bei einer Familie gemietet, die seit mehr als 20 Jahren in München lebt (ursprünglich sind sie aus Schwaben). Die Wohnung der Besitzer war auf demselben Stock, und sie haben mich häufig zu sich zum Abendessen, zu Gastreffen oder einfach so zum Plaudern eingeladen. Der Familienvater arbeitet an der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und hat mir in den ersten Monaten beim Kennenlernen der verschiedenen dortigen Institute geholfen. Später bin ich in ein Apartment näher zur Uni gezogen. Die Wohnungssuche ist meist nicht so einfach, in München ist sie sogar besonders schwierig, aber als die ganze Aufregung vorbei war und ich eine glückliche Apartmentbewohnerin wurde, war ich froh, dass ich diese neuen Erfahrungen – Zeitungseinkauf, Telefonieren mit den zahlreichen Wohnungsbesitzern, Besuche der vorgeschlagenen Wohnungen und Zimmer und endgültiger Umzug – erworben hatte. Jetzt, glaube ich, könnte ich jeden Interessenten zu diesem Thema beraten. Außerdem habe ich eine russisch-deutsche Hochzeit besucht, was für mich nicht nur angenehm war, weil meine beste Schulfreundin geheiratet hat, sondern auch sehr interessant, da ich zum ersten Mal an so einer Veranstaltung in Deutschland teilgenommen habe. Wahrscheinlich ist eine Hochzeit in jedem Land eine der fröhlichsten und schönsten Ereignisse; diesmal war es auch sehr lustig, weil die Freunde vom Brautpaar gründlich im Voraus über alle Details nachgedacht und für sie zahlreiche schöne Überraschungen vorbereitet hatten. Die

Jungverheirateten aber haben ihrerseits uns allen ein richtiges Geschenk gemacht, indem sie für das Fest eine große und gemütliche Hütte auf dem Lande gemietet hatten, wo wir den ganzen Tag das wunderschöne Wetter genießen, am Abend den Sonnenuntergang beobachten und in der Nacht um ein riesiges Feuer sitzen konnten.

Zum Schluss bleibt mir das Angenehmste: Ich möchte allen Freunden und Kollegen meine Dankbarkeit aussprechen für ihre Bereitschaft, mir mit Tat und Rat zu helfen, und mich ganz herzlich bei der Alexander von Humboldt-Stiftung für diesen bewundernswerten, erfüllten und höchst wertvollen Aufenthalt in Deutschland bedanken, für die unvergessliche und wichtige Erfahrung und für die Unterstützung der Mitarbeiter während des vorigen Jahres. Innerhalb dieses Jahres ist vieles geschehen, und das hat nur positive Ergebnisse für meine Arbeit wie auch für mich persönlich gebracht. Ich habe vor, auch in Zukunft mein deutsches Netzwerk weiter auszubauen und Kontakt zu den Leuten zu halten, da meine professionelle Tätigkeit auf alle Fälle mit Deutschland und dem deutschen wissenschaftlichen Denken verbunden ist. Ich finde es auch besonders wichtig, dass die aufgebauten Kontakte mit meinen deutschen Kollegen weitergeführt werden, mit einigen besprechen wir schon die Möglichkeiten ihrer Teilnahme an Moskauer Projekten und der Vorlesungsreihen auf beiden Seiten sowie der Zusammenarbeit an gemeinsamen wissenschaftlichen Bänden. So erscheint mir der Bericht über das vergangene Jahr nicht als Ende, sondern als Anfang einer neuen Etappe meiner Tätigkeit.

Johanna Micaela Jacobsen

Disharmonien im Palast: Vignetten aus Göttingen und Berlin

- Werdegang: B.A. in Anthropology, University of California, Berkeley (1999);
M.A. in Folklore and Folklife, University of Pennsylvania (2000)
- Projekt: On the Move: Critically Examining Travel in the History of
German Folklore Scholarship, 1800-2000
- Derzeit: Ph.D.-Kandidatin im Fachbereich Folklore and Folklife,
University of Pennsylvania

Disharmonien im Palast: Vignetten aus Göttingen und Berlin

Johanna Micaela Jacobsen

Einen Abend werde ich mit Sicherheit mein Leben lang im Gedächtnis behalten:

Man stelle sich eine laue, ruhige Septembernaut in Berlin vor. Man stelle sich weiter die kleinen Eis- und Würstchenbuden vor, die den Berliner Dom umringen. Dieselben Buden sind es, die gleichzeitig von dem metallroten, glitzernden, verrosteten Palast der Republik überschattet sind. Dieser Palast – umstritten wie sonst kein Gebäude in der neuen Hauptstadt – wurde 1973 gebaut und diente als Kultur- und Mehrzweckgebäude der ehemaligen DDR.

Man stelle sich auch drei Bundeskanzler-Stipendiatinnen der Humboldt-Stiftung vor, die sich dem umstrittenen Palast nähern, aufmerksam gemacht vom Liaison der Frankfurter Allgemeine Zeitung auf eine erstmalige Veranstaltung: ein Konzert im Palast, das erste Mal, dass der Palast seit der Wende wiederbenutzt wurde. Und man stelle sich die Freude der Stipendiatinnen vor, die, nachdem sie eine Stunde gewartet und eine Currywurst verputzt hatten, noch die begehrten Karten ergattern konnten: 15 Euro pro Kopf, was ja bezahlbar ist, aber nur 100 Stehplätze, die überhaupt an dem Abend zur Verfügung stehen. Also noch einmal Glück gehabt!

Und dann die Musik – kann man das überhaupt Musik nennen, das Plärren und Plöngen und Krachen? Ist das nicht etwa Wagner? Im Palast der Republik? Und hört man da nicht einen Presslufthammer? Und wird da nicht gegen ein verrostetes Rohr geschlagen?

Und das Gebäude erst einmal – der Betonboden bröckelt; man muss vorsichtig gehen, damit man nicht über ein Stück verrostetes Eisen stolpert und sich womöglich den Knöchel verstaucht. Wir gucken uns Fotos vom alten Palast an und können uns kaum vorstellen, dass dieses Wrack, in dem wir uns befinden (nur ein Gespenst des ehemaligen Gebäudes), wirklich etwas mit dem zu tun haben könnte, was in den Bildern dargestellt ist.

Und die Menschen – Berlins Crème de la Crème in teuren Seidenkostümen oder besten Designeranzügen – aber was machen *wir* denn dann an diesem Ort? Wir sind wesentlich jünger und nur zufällig hier. Die anderen Menschen scheinen sich auf den Abend vorbereitet zu haben; wir haben nur Glück gehabt, dass wir von der Vorstellung überhaupt gehört hatten.

Und der Cocktail, der angeboten wird, eine Caipirinha-Abart, schmeckt auch etwas, naja, disharmonisch. Aber alle trinken es und wandern, in Gedanken verloren, durch das Gebäude; wir sind alle ein Teil der Zeitgeschichte geworden; alle ein Teil eines Augenblicks, der sich nie wiederholen wird und kann. Wir genießen es also, ein Teil einer lebendigen Ausstellung zu sein.

Dichotomien sieht man überall: Klassische Musik mit Presslufthammer; Musik mit einer nationalen Geschmacksrichtung (denn was ist Wagner sonst?) in einer Ruine eines sozialistischen Staates; Kulturgenießer in einem nun asbestfreien Wrack.

Der ganze Abend wirkt, logischerweise, disharmonisch, und doch ist er irgendwie perfekt.

* * *

Als Ethnologin bin ich es gewohnt, die Welt in Dichotomien einzuteilen, zumindest dann, wenn es um klassische Theorien à la Claude Lévy-Strauss geht: das Heiße und das Kalte, das Rohe und

das Gekochte, das Neue und das Alte. Wenigstens wurde es mir so beigebracht, von alten und würdigen Professoren, die vielleicht immer noch dem Strukturalismus der siebziger Jahre hinterherhängen.

Und so befasste sich auch mein Projekt, das ich in Deutschland durchgeführt habe, mit Dichotomien und Disharmonien: ein Versuch, zu verstehen, inwiefern sich die Fachrichtung Volkskunde in ihrer Wissenschaftsgeschichte zwischen den Polen des Nationalen und des Transnationalen bewegt hat und sich auch in der Gegenwart immer noch bewegt.

Und so hat sich dieses Jahr, welches ich in Deutschland habe verbringen dürfen, auch im Großen und Ganzen um Dichotomien und Disharmonien gedreht. Und wie der Abend im Palast der Republik (übrigens "Der Wagner-Komplex" mit dem Brandenburgischen Staatsorchester, unter der Leitung von Christian von Borries) hatten diese Disharmonien auch ihr Gutes, Wichtiges, und Prägendes, die meinen wissenschaftlichen Werdegang enorm beeinflusst haben und ihn sicher auch weiterhin beeinflussen werden.

* * *

Mein Projekt, für welches ich nach Göttingen kam, um in der Handschriftenabteilung der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek zu forschen, handelte von einer kritischen Untersuchung der Geschichte der deutschen Volkskunde, ein Fach, welches vor kurzem an den meisten Universitäten entweder auf Europäische Ethnologie oder empirische Kulturwissenschaften umgetauft wurde. Als Anhalts- und Anfangspunkt sah ich ein konkretes Problem, das der Entwicklung des Faches im Wege steht: die immer noch sehr engen, verstrickten Verbindungen des Faches mit nationalen Interessen.

Das Ziel meiner Doktorarbeit war und ist, anhand dieser historischen Fallstudien Beispiele und Wege zu nennen, wie das Fach heute die immer noch engen Verbindungen zum Nationalstaat etwas verringern könnte. Die Voraussetzung war natürlich, dass das sehr nationale Fach auch andere Trends hatte und hätte pflegen können, Trends, die nicht unbedingt nur mit dem Nationalen zu tun hatten. Insbesondere war ich an einigen Gelehrten interessiert, die durch ihre körperliche und mentale Mobilität einen gewissen Transnationalismus in die Fachrichtung eingeleitet hatten. Warum auch immer dieses Transnationale nicht weiterentwickelt wurde, ist eine ganz andere Frage, aber dass es dieses Transnationale, also dieses Potenzial, überhaupt gab, war spannend und wichtig zu dokumentieren. In diesem Transnationalen sah ich nämlich eine Hoffnung für das Forschungsfeld, eine Art und Weise, sich von der Todeslast des nationalen Spannungsfeldes zu trennen.

Mit diesen Forschungsinteressen also stieß ich auf Will-Erich Peuckert (1895-1969).

* * *

Will-Erich Peuckert wurde am 11. Mai 1895 als Willi Erich Bruno Peuckert in der Niederschlesischen Stadt Töppendorf, Kreis Goldberg-Haynau, geboren. Anfangs studierte Peuckert am Lehrerseminar in Bunzlau, trat aber 1914 als Wetterdiensttuer der Luftwaffe bei. Nach zwei zeitlich verschobenen Aufenthalten beim Militär, die teilweise durch Krankheiten unterbrochen wurden, kehrte Peuckert 1916 nach Hause zurück, heiratete Gertrud Albrecht und lehrte fünf Jahre an der Volksschule in Groß-Iser.

In Breslau, wo er 1921 hinzog, um zu lehren, studierte er zunächst Deutsche Geschichte, Germanistik, Vorgeschichte, Volkskunde und Völkerkunde und promovierte dann 1927 *summa*

cum laude unter der Betreuung von Hermann Reinke-Bloch. Nachdem er seine Doktorarbeit abgeschlossen hatte, war Peuckert eine Zeit lang Dozent an der Pädagogischen Akademie in Breslau, hatte aber zur gleichen Zeit eine wissenschaftliche Assistentenstelle am Deutschen Institut der Universität Breslau inne. 1932 habilitierte er sich mit der Arbeit Zwölf Sibyllen Weissagungen, blieb dann auch eine Weile an der Universität, und zog erst 1935, als ihm die *venia legendi* wegen politischer Unzuverlässigkeit entzogen wurde, in sein Ferienhaus nach Haasel. Dort verbrachte er den Krieg in, wie er selbst sagte, "Verbannung". Um seine Familie finanziell zu unterstützen, schrieb Peuckert während des Krieges verschiedene Romane, die mehr oder weniger erfolgreich waren. Aber Peuckerts Fähigkeit zu veröffentlichen, wurde im Juli 1942 durch ein Rezensionsverbot der Reichskulturkammer weiter eingeschränkt.

Februar 1945 mussten die Peuckerts dann mit Sack und Pack – und Fahrrad – in die Oberpfalz fliehen und hinterließen nach Aussage einiger Augenzeugen eine Bibliothek von etwa 15.000 Büchern. In Bayern bewirtschaftete die Familie für ein Jahr einen gepachteten Bauernhof.

Im Wintersemester 1946 wurde Peuckert nach Göttingen berufen, wo er als erster in Deutschland nach dem Krieg eine Professur im Fachbereich Volkskunde hielt. Aber das persönliche Pech verfolgte ihn weiter: im Auftrage des Bundesministers Kopf als Teil einer Friedensdelegation unterwegs, wurden Peuckert und seine Frau bei einem Unfall schwer verletzt; seine Frau erlag ihren Verletzungen. Peuckert selbst erblindete laut ärztlichem Attest zu 3/4 auf einem Auge und erlitt schwere Schäden am Kopf. Er heiratete ein zweites Mal und bekam noch eine Tochter; sein epileptischer Sohn Hans starb jedoch 1961, acht Jahre, bevor Peuckert selbst 1969 starb.

* * *

Je mehr ich über Peuckerts Lebensgeschichte erfuhr, desto mehr fesselte sie mich. Aber Peuckert war mehr als ein Mensch mit einer interessanten und schweren Lebensgeschichte; er war eine schillernde Persönlichkeit, die viel für die Volkskunde geleistet hat, aber dennoch nun langsam in Vergessenheit gerät, zum Teil weil er einfach viele sonderbare Ideen hatte. Aber darüber ein anderes Mal.

Wenn man sich die Einführungsbände für Europäische Ethnologie und Volkskunde anschaut, findet man nun, über drei Jahrzehnte nach Peuckerts Tod, nur ein oder zwei Sätze über ihn. An Peuckert wird sich erinnert dafür, dass er dem Naziregime (wenigstens in seiner wissenschaftlichen Betätigung) offenen Widerstand geleistet hat, beziehungsweise sich in seiner Wissenschaft nicht ideologisch beeinflussen ließ. Auch dass er 1931 Volkskunde des Proletariats veröffentlichte (ein Buch, das übrigens erst verboten und dann verbrannt wurde), ein erster Schritt zur Erweiterung des Forschungsobjektes der Volkskunde, wird in Erinnerung gehalten. Und unter anderem gedenkt man Peuckerts auch dafür, dass er 1948 eine Zeitschrift gegründet hat, die sich bereits 1948 aktiv mit der nationalsozialistischen Vergangenheit auseinandersetzen wollte und es zum Teil auch wirklich tat. Ein früher Versuch der Vergangenheitsbewältigung, den man zu würdigen wissen muss.

Diese Zeitschrift, genannt Die Nachbarn, stellte sich eine Intereuropäische Volkskunde vor und wollte über Europa-weite Themen veröffentlichen. Solche Veröffentlichungen sah Peuckert als Gründer der Zeitschrift als Lösung für die Probleme der Volkskunde in der Nazizeit, und er präsentierte folgendes Programm:

“Notwendiger als irgendwo bedarf gerade die Volkskunde des Zuganges und des Blickes über die Grenzen des eigenen Volkes hinaus. Denn nicht nur das Stück Weg, das wir zurückgeblieben sind, gilt es einzuholen und aufzuholen. Eine Volkskunde, die außer dem eigenen nicht die

Nachbarvölker ins Auge zu fassen vermag, wird weder das Charakteristische des eigenen Volksgutes noch auch, wonach die Volkskunde ja schließlich auf dem Wege ist, die historische Bedeutsamkeit dieses oder jenen Gutes im Werden der Menschheit je verstehen lernen. Eine sich auf das eigene Volk und dessen Äußerungen beschränkende Volkskunde ist ein nonsens.”

In diesem Text fand ich viel von dem, was mich ursprünglich nach Deutschland gebracht hatte: ein Mann, der versuchte, während und nach der Nazi-Zeit seinen eigenen Ideen treu zu bleiben; ein Mann, der versuchte, eine Fachrichtung umzugestalten. Und deswegen spielte ich mit der Idee, mich ganz auf Peuckert zu konzentrieren.

Und dann hatte ich das wahre Glück zu entdecken, dass Peuckerts in Frankfurt lebende Tochter (die ich später traf), den Nachlass ihres Vaters im Jahre 1995 an die Bibliothek in Göttingen gegeben hatte. Vor neun Jahren, zum 100. Geburtstag ihres Vaters also, wurde dieses Quellenmaterial der Universität überreicht. Ich stieß auf diese vierundzwanzig laufenden Meter (der Platz, den die Quellen auf dem Bücherregal brauchten), und mir wurde klar, dass ich hier einen wahren Schatz gefunden hatte: eine ausführlich detaillierte Korrespondenz mit weltweit berühmten Wissenschaftlern; Vorlesungsnotizen, die auf 1946 zu datieren waren; private Briefe; Lebensläufe; unveröffentlichte Manuskripte. Das Potenzial war eindeutig: Durch den Gesamtschatz seiner wissenschaftlichen Tätigkeit würde man die Art und Weise rekonstruieren können, wie das Wissen eines Mannes im Nexus populärer Rückmeldung, wissenschaftlicher Reaktion, persönlichem Interesse und Fach Epistemologie produziert wurde.

Und so beschloss ich, dieses glücklichen Zufalls wegen, die Zeit in Göttingen mit einer aktiven und detaillierten Recherche über Peuckert zu verbringen. Hier bot sich mir eine einmalige Chance: einen noch nicht eingesehenen Nachlass als allererste zu erkunden, einen Nachlass, der noch dazu so viel reiches Quellenmaterial bot. Meine Fragestellung blieb jedoch unverändert: ein Blick auf die Wissenschaftsgeschichte der Volkskunde, und insbesondere auf die Art und Weise, wie sie das Spannungsfeld zwischen einem nationalen und einem internationalen Interesse aushandelte. Nur der Rahmen verkleinerte sich auf das Leben und Werk von Will-Erich Peuckert.

* * *

Vierundzwanzig Meter Quellen durchzuschauen ist nicht einfach, andererseits aber sehr spannend, weil jeder neue Brief ein Teil eines Rätsels ist, dessen Konturen man sich auch nicht ganz sicher ist. Und es ist eine disharmonische Arbeit, denn man findet im Archiv Sachen, die einander widersprechen. Eine Zusammenfassung zu wagen wäre deswegen eine schwere Aufgabe, und da ich ja noch meine gesammelten Daten auswerten muss, ist es noch immer nicht klar, was genau daraus werden wird.

Disharmonien fand ich auch im täglichen Leben in Göttingen, das ich ja, aus Gewohnheit, mit meinem Leben in den Staaten verglich. Die Freunde, die ich schon in Deutschland hatte, oder diejenigen, die mir dieses Jahr ans Herz wuchsen, hatten es bestimmt bald satt zu hören: “Aber in Amerika ist es anders!” Durch Vergleiche, durch das Aufstellen von Dichotomien, lernt man dazu. Ein persönliches Beispiel möchte ich erzählen, eines, das vielleicht für viele stehen kann:

Ich wurde von meinem Gastinstitut, dem Seminar für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie (das ehemalige Seminar für Volkskunde), gebeten, im Institutskolloquium einen Vortrag zu halten, welches auf Nachwuchswissenschaftler fokussiert war. Ich nahm mir vor, so professionell wie möglich vorzugehen, und bereitete also einen Powerpoint-Vortrag vor, hatte

sogar einen Filmabschnitt, den ich zeigen konnte, und letztendlich auch ein Typoskript, von dem ich dann vorzulesen plante.

Das Publikum – ungefähr acht Professoren und zwanzig Studenten und Promovierende – war auch sehr aufmerksam, und ich hatte das Gefühl, dass alles gut – nein, bestens – lief. Alle klopfen zum Beifall auf dem Tisch, und ich wartete anschließend auf die Fragen.

Nun bin ich es gewohnt, Vorträge in den USA zu halten, auch auf Kongressen, wo die Tagesordnung dann so abläuft: "Frau Jacobsen, das war wirklich ein sehr spannender Vortrag. Ich habe viel gelernt. Vielen Dank für die detaillierte Arbeit, die Sie geleistet haben. Ich hätte da nur noch einen klitzekleinen Vorschlag, denn Sie vielleicht, wenn Sie Lust haben, ansprechen könnten. Es ist fast nicht die Rede wert. Wie dem auch sei, eine wirklich faszinierende Leistung!" Wenn man Glück hat, kommt dann eine konstruktive Kritik, oder zumindest etwas, das einer konstruktiven Kritik entfernt ähnelt.

Am Katheder stehend wartete ich also auf solch einen Kommentar. Aber wie sehr ich mich täuschte! Deutsche Gepflogenheiten im wissenschaftlichen Bereich ähneln den amerikanischen überhaupt nicht! Der älteste und am meisten respektierte Professor Emeritus (männlich, na klar!) stand zuerst auf, räusperte sich, und fing dann an, einen Vortrag darüber zu halten, wie ich mich geirrt hätte. Hätte ich nicht an Folgendes gedacht? Und wie ich denn – nachdem er fast eine Viertelstunde gesprochen hatte – darauf antworten würde? So ging es dann für die nächste Stunde weiter: Jeder hatte scharfe Kritik, niemand ein Kompliment. Erst nachdem ich die Inquisition überstanden hatte – noch sehr glimpflich, meinten meine Kommilitonen –, kamen dann im privaten Gespräch die Komplimente. Sehr spannend, meinte der erste Professor, und wirklich eine neue Art und Weise zu denken.

So kam für mich auch das neue Verständnis, dass mein dichotomes Denken (den Vergleich zu meinen amerikanischen Gewohnheiten) vielleicht nicht so fehl am Platz war. So ein Vergleich hilft letztendlich, die neuen Erlebnisse einzuordnen, und sie, wenn möglich, in ihrem Kontext zu platzieren.

* * *

Was die obigen Vignetten andeuten sollten, kann auch in einer Zusammenfassung gesagt werden: glückliche Zufälle – moments of serendipity – sind mit Freude zu betrachten, denn sie ermöglichen neue Anfänge. Ich sehe auch das Ende meines Jahres in Göttingen als ein neuer Anfang: Ich kehre in die USA heim, mit voll gestopften Leitz-Aktenordnern, und kann aus den gesammelten Quellen meine Doktorarbeit schreiben. Da ich auch unveröffentlichte, autobiographische Texte gefunden habe, spiele ich mit der Idee, diese in einem eigenen Band herauszugeben. Und das Quellenmaterial, das ich erfasst habe, könnte auch für ein anderes Projekt mit einer anderen Fragestellung nützlich sein.

So auch der Palast der Republik. Er steht jetzt vor einem sehr heftig debattierten Neuanfang, als alternatives Multizweck-Gebäude oder vor dem Abriss, als Erinnerungsstätte. Aber alle diese Anfänge für das Grundstück haben Potenzial, und dieses Potenzial kann und muss und wird genutzt werden – trotz und vielleicht gerade wegen der Disharmonien.

Victoria Anne Johnson

Pox, Preparedness and Personal Discovery: My Year Studying Civil Protection in Germany

- Background: B.A. in Government, Cornell University (2001); New York City Urban Fellows Program (2001-02)
- Project: A comparative study of the civilian smallpox vaccination plans of the United States, the United Kingdom and Germany
- Currently: Herbert Scoville Jr. Peace Fellow, Washington, DC

Studying Civil Protection in Germany

Victoria Anne Johnson

Many people have asked me why I have come to Germany to study security and civil protection. I had spent the previous two years working in New York City, most notably for the NYC Office of Emergency Management (OEM) during the recovery operation of the World Trade Center attacks of September 11th, 2001. In the years following the attacks, millions of dollars from the state and federal governments were poured into revitalizing OEM, as well as strengthening New York's police and fire departments. Today, New York City is the possessor of the most cutting-edge technology in radiation and pathogen detection; it has over 250 emergency responders trained and vaccinated for smallpox response; it has one of the most innovative disease surveillance systems in the country; it has an elite corps of police officers who have trained in Israel in terrorism response; and it directs most of the Department of Homeland Security's pilot programs in terrorism mitigation and response. It's a good question: Why would I choose to leave my office in New York, the center of all that is new and exciting in emergency management, to study civil protection in Germany?

My Project and Professional Goals

My experience in New York has taught me that international cooperation has a great bearing on the success of America's new homeland security and preparedness initiatives. The international SARS outbreak is a recent example of how an infectious disease outbreak, whether caused by man or nature, can have global consequences requiring a coordinated international response. Therefore, my goal in coming to Germany, the center of Europe, was to develop a basic understanding of Germany's civil protection system and to make contacts with Germany's top professionals in my field. In the future, new domestic security alliances will be needed to foster the development of new technologies, help establish international leaders in emergency management, and allow countries to better plan for catastrophic events that are not contained by national borders. I hope to use my experience in Germany to contribute to the development of these alliances.

Europe was greatly affected by the World Trade Center attacks, and in particular Germany, which in 2001 was on the brink of dissolving its federal Office of Civil Protection¹ and closing the German Academy of Crisis Management, Emergency Planning and Civil Protection² (AKNZ) as a money-saving measure. September 11th dramatically reversed this course. Within three years, the Office of Civil Protection was fully restored, drastically modernized, and renamed the Office of Homeland Security and Disaster Assistance³. In the meantime, the German government had begun the tedious process of streamlining the preparedness activities of Germany's 16 Länder, which have historically held the responsibility of civil protection and emergency management during peacetime. Needless to say, this was an interesting process to witness during my time in Germany.

When applying for the German Chancellor Scholarship, I proposed to split my year to pursue two opportunities, first to serve as a research assistant to Dr. Wolf Dombrowsky at the University of Kiel, and second, to work as an intern at the Office of Civil Protection in Bonn.

¹Zentralstelle für Zivilschutz, Bundesverwaltungsamt

²Akademie für Krisenmanagement, Notfallplanung und Zivilschutz

³Bundesamt für Bevölkerungsschutz und Katastrophenhilfe

When I finally arrived in Germany, nothing was as I had originally planned, but the outcome was to my advantage. The Office of Civil Protection was undergoing major changes during the summer of 2003, when I first arrived in Bonn with the other 19 scholars. Therefore, while in Bonn, I set up an introductory meeting with one of my internship contacts, which took place at the Academy of Crisis Management in Ahrweiler, a small town 40 minutes from Bonn. During this meeting, I discovered that they had not intended for me to be an intern, but rather would allow me to take courses at the Academy free-of-charge, an opportunity offered to very few foreign professionals. The courses are taught from 8am to 5pm, and are 3-5 days in length. Because the courses are so intensive, all participants are expected to live on the campus during their classes. Originally, I had planned to live the second half of my year in Bonn or Ahrweiler, but after the meeting, it appeared that I could live anywhere in Germany and pursue a project, while taking 1 - 3 courses back-to-back each month at the Academy.

My chosen mentor was Dr. Wolf Dombrowsky, head of the Disaster Research Unit⁴ at the University of Kiel, and former editor of the *International Journal of Mass Emergencies and Disasters*. Arriving in Kiel, I had no idea what to expect of the institute, which is located within the Department of Sociology. I also had no idea what to expect of Kiel, a small, industrial town on the North Sea. I had kept my expectations optimistic based on the fact that Kiel is a university town. However, within the five months that I lived there, this New Yorker-at-heart never quite got used to having only one café and one English pub (where no one spoke English) to frequent, or to my lack of a social life due to both the difficulty of integrating myself into the university scene while not a student, and my terrible beginning German skills. Despite this, Dr. Dombrowsky's mentorship turned out to be a priceless opportunity, for which I would spend those boring five months in Kiel again.

Dr. Dombrowsky was nothing like the solitary, humorless German professors my father had warned me about. Instead, Dr. Dombrowsky, with his permanent six-inch smile, immediately took me under his wing, gave me a tour of the Unit's library, offered me a generous working space and computer in an office across from his, and enthusiastically exclaimed that nothing was expected from me, just "enjoy and work on your thesis!". At this point, I realized there was a misunderstanding, because I was not, in fact, working on a thesis. Rather, I had expected to work as a research assistant and perhaps write some short articles on my own time. The difficulty of my serving as an assistant became clear when he explained that the Unit's projects were managed by individuals, not groups, but if I wanted to work on short articles, so be it! This discussion was on Tuesday, and that night Dr. Dombrowsky left Kiel to spend the rest of his week at home in Bremen, as he would do every week. I suddenly felt isolated in his absence and utterly overwhelmed by the prospect of having no clear idea of what I wanted to write about. I finally had to admit to myself that "Civil Protection in Germany" was a more difficult subject than I could ever hope to tackle with my limited German skills.

Nonetheless, I put all my energies into research and writing, and attempted to make the most of the unique library at my disposal. Fortunately, it didn't take me long to choose a focused subject on which to write about, because I already had an interest in mind before coming to Germany. While working at the New York City Department of Health and Mental Hygiene, I observed and participated in the execution of the National Smallpox Vaccination Plan, initiated by the Bush administration in December 2002. The plan proposed that 10.5 million health workers nationwide be vaccinated against smallpox in preparation for a potential attack, 3,000 of whom would be health care workers and emergency responders in New York City. From the outset, the

⁴Katastrophenforschungsstelle, Christian-Albrechts Universität Kiel

policy caused great controversy, not only because of the tremendous costs and efforts that would be needed to implement such a plan successfully, but also because of the ethical issues surrounding vaccinating persons with a risky vaccine against a disease that was eradicated in 1980. I found this policy and its ensuing debate fascinating, because the policy set a tremendous new precedent in homeland security policy. Since 2001, I had collected hundreds of articles and reports on the American smallpox vaccination plan and its progress, and I brought this collection, as well as several books on smallpox and terrorism, with me on the plane to Germany (which explains, by the way, why my bags were so heavy!).

I decided to write a comparative article about smallpox planning in the United States and Germany, as the Germans were also planning to vaccinate civilians, though on a much more limited scale. The questions I wished to answer center around *why* Germany chose to stockpile the smallpox vaccine and vaccinate civilian workers: Did the Germans have the same intelligence and/or predictions as Americans concerning potential smallpox attack? Or was this policy created as a political attempt to quell public fears, which were being fueled at that moment by the media and events in the United States? If the Germans do truly fear a smallpox outbreak in Germany or Europe, why is their vaccination plan so limited compared to the American plan? Another question that interested me is: To what extent is German security policy influenced by American policy? I was also interested in the logistical details of the two plans themselves and what differences and similarities existed.

I had some difficulty comprehending all the details of the German smallpox vaccination plan, because all of the documents and newspaper articles pertaining to the plan were in German. However, this obstacle created an opportunity to take advantage of Dr. Dombrowsky's limitless network of contacts and to communicate with those working in emergency management in Germany. I wrote e-mails and made telephone calls to doctors, policy makers and government workers, many of whom were able to provide answers to my never-ending list of questions concerning the plan. Dr. Dombrowsky was also kind enough to organize a day of tours and roundtable meetings at the Robert Koch Institute in Berlin, during which I gave my first lecture on terrorism preparedness in New York City. During this meeting, I met several key people working on initiatives in bioterrorism preparedness in Germany and have since attempted to maintain this new professional network as best I can.

Becoming more curious, I decided to include an analysis of the United Kingdom's civilian smallpox vaccination plan in my paper, since it appeared to represent a policy midpoint between the plans of the United States and Germany, in terms of the percentage of the population that the United Kingdom planned to vaccinate. In November, I made a brief trip to London, where I met with policy makers at the newly instated Health Protection Agency. I knew it would be difficult, perhaps even self-defeating, to add another large component to my comparative paper. However, I was so interested in learning about the United Kingdom's plan (and especially, the progress of smallpox vaccinations in London), that I rationalized that it would be better to learn as much as possible while the opportunity presented itself, rather than to finish one, concise paper within the normal 3000 word limit.

Unfortunately, after all the reading I had done and all the interviews I had conducted, I still had not been able to weave a clear picture—in my own mind or on paper—of how the American security policy influenced German policy, or even how German public opinion influenced the development of their new smallpox preparedness plan. It seemed the Germans were not so sure themselves, and in fact, some German officials even resented the suggestion that their smallpox preparedness policy stemmed from anything other than their own intelligence analyses. Telling enough as these interviews were, I felt I was trading into dangerous waters. While I was

convinced that the Bush Administration's smallpox preparedness plan had a great influence on the preparedness plans of the Germans, I certainly didn't want to pursue a theory that was based mostly on instinct and that could potentially offend my new contacts. Therefore, I put these theoretical questions on the backburner and focused on analyzing the positive and negative elements of the American, British and German plans, and what combination of these elements could make for the most capable and cost-effective smallpox preparedness policy.

In a nutshell, I found that of the three countries, the United States is the most prepared for smallpox, in terms of the percentage of its population that is vaccinated and trained in response. Yet, the United Kingdom has the most well planned and cost-effective civilian vaccination plan. The United Kingdom vaccinated fewer civilian responders than the United States (50 people in London, as opposed to 250 in New York City), but unlike the United States, the United Kingdom offered immediate liability and financial incentives to those volunteering to serve as emergency responders. The Germans' plan is the most limited of the three, aiming to vaccinate only a small number of laboratory technicians. However, Germany has taken the unique measure of stockpiling almost 100 million smallpox vaccine doses, 20 million doses greater than the number of its population. This measure will prove crucial in the instance that Germany must sell or donate vaccine supplies to a bordering country experiencing a smallpox outbreak. To my own surprise, my concluding recommendation for future civilian vaccination plans in the United States includes few concepts from the original American plan; instead, my theoretical plan is made up of major elements of the British and German plans, as well as an additional preparedness concept of my own. This research only strengthened my previous conviction that the American smallpox preparedness plan squandered precious resources and was planned without consideration to other biological threats like anthrax and influenza.

In March, I decided to move Berlin, find a second mentor there, and continue my research while taking courses monthly at the Academy of Crisis Management, Emergency Planning and Civil Protection (AKNZ). Dr. med. Sigurd Peters, Head Medical Director of Berlin's Health, Welfare and Consumer Protection Administration⁵, agreed to be my new mentor. Dr. Peters is a lead administrator in emergency planning for biological, chemical and nuclear terrorism in Berlin, and he works closely with the Berlin police and fire departments to conduct large-scale emergency exercises. He was an invaluable asset to my research, because he was able to provide me with a number of documents that I would not have been able to get from the library, the Internet, or through any other means. He also allowed me the opportunity to witness Berlin's 100th emergency services exercise at Charité Hospital in Mitte.

During the spring and summer I took a total of eight courses at AKNZ, and during one I was invited to give a presentation on New York City's response to the attacks of September 11th. Even though I had taken as many hours of German as possible while living in Kiel, I found these courses difficult due to the heavy use of technical terms. Often, the instructor would look at me with a concerned expression and ask, in front of the entire class, if I understood anything "at all". To the Germans, it wasn't meant to be a rude question, of course; in fact, the instructors, and even some of the participants, usually offered to explain the most important details in English if I needed such assistance. However, despite my weak German, I learned a tremendous amount during these courses, particularly about command infrastructure and the way in which German emergency responders are trained for on-site recovery operations.

⁵Senatsverwaltung für Gesundheit, Soziales und Verbraucherschutz

I should note that over the course of my time at AKNZ, I noticed that the majority of the course participants, who are taking instruction in everything from Introductory Emergency Management to advanced-level Chemical Decontamination, are over the age of 45. Also interesting, though less surprising, is that the course participants are 90% male. I asked many colleagues in my courses why there was an absence of younger German professionals being trained for emergency services and civil protection. The answer usually had something to do with complicated German labor laws, the lack of 'hire-and-fire' policies, and the low number of job openings in the field that, due to high unemployment, are being filled with older, over-qualified persons. This pattern appears to concern some leaders, but little is being done to address this problem. As for the low numbers of women in Germany's civil protection administrations, the ratio of women-to-men appears, in my opinion, much lower than this ratio in American emergency management services. However, in both Germany and the United States, the ratio of women-to-men is nowhere near to equal, and as a young woman in this field, I hope to make some difference in changing this imbalance through organizations like Women in International Security.

On a Personal Note

It is nearing the end of October now, almost 16 months after I first arrived in Germany. Professionally, I feel I have accomplished my most important goal of establishing international contacts in my field, and I still hope to publish my first paper. On a personal level, my life has changed dramatically. I have suffered through and survived bouts of homesickness and self-doubt, but as a result, I have developed a greater confidence in my ability to live and thrive in a foreign country and learn a foreign language. I have also made some great friends during my time here, and unexpectedly, have developed a deep affection for German food and culture. All in all, an unforgettable year!

A warm thank you to the Alexander von Humboldt-Stiftung (especially Rebecca and Astrid!) for all their guidance and support and to the 19 other Bukas for their friendship and morale.

Dr. Irina Kalinina

Habe ich alles erreicht, was ich geplant hatte?

- Background: Jurastudium (1992-1997) und Promotion (2000) an der Juristischen Fakultät, Lomonossov Universität, Moskau; LL.M. (2002) an der Juristischen Fakultät, Humboldt-Universität, Berlin; Gastdozentin für Öffentliches Recht an den Hochschulen, Projektleiterin und juristische Lektorin der juristischen Zeitschrift am Institut für Recht und Politik (NGO), Moskau
- Projekt: "Die Entwicklung eines funktionierenden Staatshaftungsrechts in der Russischen Föderation", durchgeführt am Lehrstuhl von Prof. Dr. Alexander Blankenagel der Juristischen Fakultät, Humboldt-Universität zu Berlin.
- Derzeit: Wissenschaftliche Beraterin einer Anwaltskanzlei, Moskau; Co-Leiterin des juristischen Projekts "Legal Studies. Ru", Moskau.

Habe ich alles erreicht, was ich geplant hatte?

Irina Kalinina

I. Eine schwierige Frage

Im September 2004 wurde ich zum Abendessen mit den neuen Bundeskanzlerstipendiaten in Berlin eingeladen. Es war eine tolle Gelegenheit, die neuen Stipendiaten persönlich kennen zu lernen, und gleichzeitig der Zeitpunkt, mich endgültig von meinem Jahr Stipendienaufenthalt zu verabschieden: die Neuen kommen, die Alten gehen.

Es war nicht genug Zeit, mit allen neuen Stipendiaten zu sprechen. Allerdings wurde ich seitens einiger russischen Stipendiaten mit vielen Fragen konfrontiert: Wie ich meinen Aufenthalt insgesamt gefunden hätte? Wie die Studienreise verlaufen sei? Was für einen Bericht man am Ende des Stipendiums schreiben müsse? Was für ein Projekt ich durchgeführt hätte? Was die anderen Stipendiaten meines Jahres gemacht hätten? Ob wir (Stipendiaten aus Russland) mit den amerikanischen Stipendiaten zurechtgekommen seien? Und so weiter und so fort.

Für mich gab es kein Problem, die Fragen zu beantworten. Bis zu dem Punkt, wo jemand fragte: *"Hast du alles erreicht, was du mit deinem Projekt erreichen wolltest?"*

"Das ist DIE Frage", – dachte ich. "Ich kann sie mit einem einfachen 'ja' oder 'nein' nicht beantworten." Man muss die ganze Geschichte erzählen. Und die wäre...:

II. Am Anfang war es nicht so leicht

Als ich im August 2003 nach Bonn kam, dachte ich: "Dieser Monat ist eine wunderbare Chance, mein Deutsch zu verbessern, mit anderen Stipendiaten im Kontakt zu kommen und, um es ehrlich zu sagen, ein bisschen 'Nachmittagsurlaub' zu haben – so was braucht man immer vor dem Beginn des 'Arbeitsjahres'." Bevor ich aber in diesen "Urlaub" richtig eintauchte, kamen schon der September und damit das Einführungsseminar.

Trotz aller Hinweise der Stiftung, dass das Einführungsseminar ein wichtiger Teil unseres Stipendienprogramms sei, hatte keiner damit gerechnet, dass es auch ein anstrengender Teil werden würde. Nicht deswegen, weil es zu viele Veranstaltungen gegeben hätte. Nein. Wir hatten etwa zwei Veranstaltungen am Tag, was weniger ist als ein normaler Arbeitstag. Das Problem lag darin, dass nicht jede dieser Veranstaltungen für jeden von uns von gleich hohem Interesse war und wir kein richtiges Verständnis dafür hatten: Manchmal beschwerten wir uns untereinander darüber.

Obwohl wir alle ganz gut miteinander zurecht kamen und es keine richtige Streitigkeiten zwischen uns gab – so jedenfalls ist meine persönliche Einschätzung –, hatten wir alle eine schwierige Aufgabe: trotz unserer Unterschiede etwas gemeinsames zu finden, tolerant zueinander zu sein und die Meinungen anderer zu respektieren. Wir sind alle gut ausgebildete Menschen, die schon etwas im Leben erreicht haben (ich vermute, dass wir gerade deswegen das Bundeskanzler-Stipendium bekommen haben), und deswegen sind wir alle sehr selbständig, unabhängig und haben eigene Meinungen, die wir unbedingt durchsetzen wollen. Die Aufgabe war also nicht einfach, aber sie wurde wirklich gut gelöst.

Das kostete trotz Einführungsseminar und Zusammenkommen viel Kraft. Als wir uns im September 2003 in Berlin für ein halbes Jahr verabschiedeten, wollten wir alle weg vom Gemeinsam-miteinander-Zeit-verbringen hin zu unseren persönlichen Projekten und Städten. Wir waren irgendwie müde voneinander.

Das änderte sich schnell. Schon nach ein paar Wochen vermisste ich meine neuen Freunde und auch diejenigen, mit denen ich es nicht so leicht gefunden hatte. Mir wurde auch klar, dass ich aus den Veranstaltungen viel mehr hätte lernen können, wenn ich aufmerksamer gewesen wäre, auch wenn es nicht unbedingt mein Thema gewesen war. So etwas begreift man aber immer erst, wenn alles schon vorbei ist. Das ist die Ironie des Lebens.

Ende Oktober, nachdem die meisten Formalitäten erledigt waren, saß ich in meiner neuen Wohnung im Prenzlauer Berg und dachte: "Jetzt wird Zeit, mit meinem Projekt richtig anzufangen". – Und es ging los.

III. Odyssee "Staatshaftungsrecht"

III.1. Am Lehrstuhl

Ich kann eine sehr lange detaillierte Geschichte darüber schreiben, wie es für mich am Lehrstuhl meines Gastgebers – Prof. Dr. Alexander Blankenagel – war und wie man mir da geholfen hat. Kurz: Ich fühlte mich, als ob ich ein Mitglied einer Familie wäre, wo man immer mit großer Freude begrüßt und unterstützt wird. Mit allen Fragen konnte ich mich direkt an Prof. Dr. Alexander Blankenagel oder seine Mitarbeiter wenden, seien es wissenschaftliche oder seien es persönliche Fragen. Ohne diese Unterstützung wäre es für mich viel schwieriger gewesen, mich an der Uni und in Berlin zu integrieren und auch mit meinem komplizierten Thema voranzukommen.

III.2. Verlauf des Projektes

Mein Projekt hieß: "Die Entwicklung eines funktionierenden Staatshaftungsrechts in der Russischen Föderation". Allgemein geht es bei der Staatshaftung um die Frage, ob und wie der Staat für die Kosten eines durch ihn verursachten Schadens aufkommt.

Es ging um die Ausarbeitung eines auf den deutschen Erfahrungen basierenden Modells für ein Staatshaftungsrecht in der Russischen Föderation. Dieses Modell soll als Vorschlag für die Übersetzung des deutschen Staatshaftungsrechtes in die Russische Föderation und auch für weitere Reformen dienen. Gegenstand des Projektes war also eine theoretische und eine praktische Untersuchung der Staatshaftung in Deutschland, zugleich aber auch ein Anstoß zur Implementierung in der Russischen Föderation.

Das Projekt bestand aus drei Teilen:

Zuerst wollte ich die Grundlagen des deutschen Staatshaftungsrechts, insbesondere des Amtshaftungsrechts, inklusive seiner Entwicklungsgeschichte in theoretischer Hinsicht erarbeiten. Dies ist mir gelungen, ich benötigte dafür aber viel mehr Zeit, als ich ursprünglich gedacht hatte. Dass das Thema kompliziert werden würde, wusste ich schon im Voraus. Was ich aber nicht wusste, war, wie viel Zeit ich brauchen würde, um all die Literatur und Rechtssprechung zur Staatshaftung zu bearbeiten. Aus der Erarbeitung entstand eine strukturierte Zusammenfassung der theoretischen Grundzüge des Staatshaftungsrechtes, die ich danach in meine Monographie berücksichtigte.

Grundsätzlich soll die Monographie aus folgenden thematischen Teilen bestehen:

- Darstellung der Entwicklung, des gegenwärtigen Zustands und des Bedarfs an Reformen in Bezug auf das deutsche Staatshaftungsrecht (inklusive Amtshaftung und Aufopferungsansprüche);
- Zusammenfassung der europäischen Grundzüge des Staatshaftungsrechts (dies zeigt vor allem die Tendenzen in der Entwicklung des Staatshaftungsrechtes in Europa und gibt damit die Möglichkeit, diese Tendenzen mit der deutschen und russischen Entwicklung des Staatshaftungsrechtes zu vergleichen);
- Systematisierung des russischen Staatshaftungsrechts und Analyse seiner Stärken und Schwächen;
- Erarbeitung eines Schemas von Anforderungen (Modell) an ein effektives Staatshaftungsrecht.

Daran schloss der zweite Teil des Projektes an: die praktischen Erfahrungen. Zunächst habe ich mich sehr eingehend mit der Rechtsprechung der deutschen Gerichte (vor allem des Bundesgerichtshofes und einiger Landgerichte) beschäftigt. Außerdem versuchte ich, parallele Fälle im russischen Staatshaftungsrecht zu finden, um beide Systeme deutlicher vergleichen zu können. Darüber hinaus habe ich Gespräche mit Spezialisten geführt, z. B. mit Anwälten und Beamten, auf dem Gebiet des Staatshaftungsrechtes tätig, und relevante Informationen gesammelt. So war ich z. B. beim "Ausschuss für Verwaltungsreform und Kommunikations- und Informationstechnik" des Abgeordnetenhauses von Berlin und in der Finanzverwaltung Berlins.

Das heißt, dass ich außer den theoretischen Aspekte des Staatshaftungsrechtes die folgenden Aspekte bearbeitet habe:

- Aktivitäten zum Staatshaftungsrecht in der Bundesverwaltung (überwiegend durch Bearbeitung des Entstehens des deutschen Staatshaftungsgesetzes) und auch in der Länderverwaltung (z. B. durch die Gespräche an der Finanzverwaltung Berlins), darüber hinaus auch Fragen der Auszahlungen;
- Die zivilgerichtliche und verwaltungsgerichtliche Behandlung staatshaftungsrechtlicher Ansprüche (z. B. durch Bearbeitung der Fälle zum Staatshaftungsrecht bzw. Amtshaftungsansprüche in den Zivilgerichten und Folgenbeseitigungsansprüche in den Verwaltungsgerichten).

Parallel dazu habe ich die gleichen Fragen im russischen Staatshaftungsrecht bearbeitet und zusammengefasst.

Der dritte Projektteil bestand überwiegend in der Vorbereitung der Monographie und der Bewertung der Ergebnisse des Projektes durch meine deutschen Kollegen, vor allem am Lehrstuhl von Prof. Dr. Alexander Blankenagel, aber auch durch russische Anwälte und Rechtswissenschaftler, mit denen ich im Juni 2004 im Rahmen eines Seminars in Moskau habe diskutieren können. Gerade für die Präsentation der Ergebnisse und die daraufhin vorgenommenen Korrekturen habe ich einen Monat der Stipendienverlängerung benötigt.

III.3. Ergebnisse des Projektes

Als Ergebnis meines Aufenthaltes in Deutschland ist eine Monographie zum Staatshaftungsrecht im Entstehen begriffen. Zum jetzigen Zeitpunkt ist mein Schreibtisch voll von Papieren dazu. Wir – ich und mein Laptop – kommen Schritt für Schritt gut voran, und ich hoffe, dass wir bald fertig sind.

Aus dem deutschen Teil des Projektes ist auch ein umfangreicher (etwa 40 Seiten umfassender) Aufsatz zum deutschen Staatshaftungsrecht entstanden, den ich zusammen mit Prof. Dr. Alexander Blankenagel geschrieben habe. Der Aufsatz ist für die Veröffentlichung in einer russischen Rechtszeitschrift vorgesehen. Inhaltlich geht es nicht ausschließlich um deutsches Staatshaftungsrecht, sondern auch um die Frage: "Was kann das russische Recht aus dem deutschen Staatshaftungsrecht lernen, und welche Fehler sollte es vermeiden?" Der Aufsatz wird in Kürze veröffentlicht.

Noch ein paar Worte zu den praktischen Aspekten: Bei der Analyse der Rechtsprechung der russischen Gerichte zur Staatshaftung habe ich eine starke Entwicklung in diesem Rechtsgebiet registriert und damit den Bedarf an einer Systematisierung des Rechtsgebiets, die noch nicht deutlich genug durchgeführt wurde. Ich hoffe deswegen, dass meine Ergebnisse für Rechtsanwälte und Wissenschaftler, aber auch für die mit der Staatshaftung befassten Beamten interessant und hilfreich sein werden.

IV. Ein paar gute Worte zu Berlin

Zurück zu meinem Alltag: Ob Berlin daran schuld ist, dass ich nicht rechtzeitig mit verschiedenen Teilen des Projektes fertig geworden bin? Dass ich an manchen Tagen viel mehr durch die Stadt spazieren gegangen bin, als ich Zeit in der Bibliothek verbrachte? Dass ich keine Reise in andere deutsche Städten unternommen habe (außer zu Silvester nach München sowie zur Studienreise und Jahrestagung der AvH-Stiftung nach Bonn)? Kann schon sein...

Berlin lohnt sich. Die Stadt ist so faszinierend, dass man einfach nicht weg kann. Obwohl dieses Gefühl nicht sofort kommt: Fast keiner meiner ausländischen Bekannten hat sich sofort in diese Stadt verliebt. Berlin ist eine Stadt, die nicht klassisch schön, aber auch nicht hässlich ist, nicht uralt, aber auch nicht supermodern, nicht westlich, aber auch nicht östlich. Von schickem westlichem Leben bis hin zur Ostalgie – alles ist da. Gerade die Mischung von allem und jedem bringt das Gefühl, dass jeder in Berlin sein Zuhause finden kann.

Aber zuerst muss man dies alles spüren. Und dafür braucht man Zeit. Zeit, um wenigstens durch die Stadtteile spazieren zu gehen, in denen Geschichte geschah, die das Leben von Millionen Menschen mehrmals beeinflusst hat. Man fühlt sie, wenn man neben dem Reichstag oder dem Palast der Republik steht, die Namen der Straßen hört – wie z. B. Rosa-Luxemburg Straße, Karl-Liebknecht-Straße –, wenn man sich in Kreuzberg befindet. So lernte ich die Geschichte Berlins und damit einen Teil der Geschichte der Menschen kennen. Dafür bin ich sehr dankbar und bedauere gar nicht, dass ich Berlin so viel Zeit gewidmet habe.

V. Wir sind Humboldtianer

Einige Monate, bevor wir nach Deutschland reisten, hatten wir in Moskau ein Vorbereitungstreffen. Damals hat man uns gesagt, dass wir jetzt zur großen Familie der Alexander von Humboldt-Stiftung gehörten. Wir seien jetzt Humboldtianer.

Ob ich damals verstanden habe, worum es geht und was dahinter steht? Ehrlich gesagt – nicht wirklich. Begriffen habe ich es erst in Bonn, wo die Jahrestagung der Alexander von Humboldt-Stiftung stattfand. Es war faszinierend zu sehen, wie viele Menschen aus so vielen verschiedenen Ländern eine Sprache sprechen können. Und ich meine nicht die deutsche Sprache – man hat auch sehr viel Englisch gesprochen. Ich meine die Sprache des Denkens und des Wissens.

Dieses Gefühl ging bei der Rückkehr nach Moskau nicht verloren. Ich wurde Anfang Oktober 2004 zu einem Kolloquium in Moskau eingeladen. Da habe ich einige ehemalige Forschungsstipendiaten bzw. Bundeskanzler-Stipendiaten der Alexander von Humboldt-Stiftung getroffen, mit denen ich leichter im Kontakt kam, als ich sagen konnte: "Ich bin auch Humboldtianerin". Dass heißt, wir haben etwas Gemeinsames. So entstehen wissenschaftliche Kontakte und neue gemeinsame Projekte, manchmal findet man auch neue Freunde.

VI. Die Antwort fällt mir jetzt leichter

Man kann viel mehr über ein Jahr Aufenthalt in Deutschland schreiben: Wie wunderschön, aber auch wie anstrengend und terminvoll die Studienreise war, wie interessant meine wissenschaftlichen Kontakte waren, wie hilfsbereit die Mitarbeiter der Alexander von Humboldt-Stiftung zu uns waren, und wie stolz ich war, Stipendiatin zu sein. Dies und mehr kann man nicht auf einmal erzählen.

Ich musste aber – damals im September 2004 – auf die schwierige Frage "*Hast du alles erreicht, was du mit deinem Projekt erreichen wolltest?*" sehr schnell reagieren. In diesem Erfahrungsbericht habe ich überwiegend zusammengefasst, was damals im September durch meinen Kopf ging.

Mir selbst habe ich geantwortet: "Wahrscheinlich habe ich mit meinem wissenschaftlichen Projekt nicht hundertprozentig erreicht, was ich geplant hatte. Das kann ich noch nachholen. Ich habe aber viel mehr erlebt und gelernt, als ich mir vorher hätte vorstellen können. Und das könnte ich nicht nachholen."

Den neuen Stipendiaten habe ich ungefähr gesagt: "Glaubt nicht, dass ein Jahr Zeit genug ist. Nutzt die Zeit für das Wichtigste, und genießt sie."

Molly Loberg

Berliner Straßen zwischen Vergangenheit und Gegenwart

Background: B.A. in History and German, Pacific Lutheran University (1998);
M.A. in Modern European History, Princeton University (2002)

Project: Berlin Streets: Commerce, Consumption and Power, 1918-1936

Currently: PhD Candidate, Department of History, Princeton University

Berliner Straßen zwischen Vergangenheit und Gegenwart

Molly Loberg

In den Morgenstunden des 3. Junis 1931 herrschte ein starker Verkehr von Autos, Omnibussen, Straßenbahnen und Passanten am Alexanderplatz. Das Taxi fiel gar nicht auf, als es kurz vor dem großen Lebensmittelgeschäft anhielt. Einige Burschen stiegen aus. Sekunden später zerbrachen vier Fensterscheiben eines Lebensmittelgeschäfts. Die jungen Männer sprangen wieder in das Taxi, das mit Vollgas im dichten Verkehr verschwand. Passanten schauten ihnen nach, erkannten aber nicht die Nummer auf dem Schild. In den Schaufenstern fand die Polizei eingewickelte Mauersteine, aber keinen anderen Hinweis, der die Tat hätte klären können. Weitere Meldungen folgten am selben Tag. Etwa zur gleichen Zeit drängten acht Männer in ein anderes Lebensmittelgeschäft in der Neuen Friedrichstraße und stahlen eine große Menge Wurst und Speck. Sie entkamen mit ihrer Beute, bevor die Polizei eintraf. Ähnliche Vorfälle wurden gefährlicher, als die Plünderer auf Widerstand stießen. In Berlin-Nord wurde eine Verkäuferin zu Boden geschlagen, die eine Plünderung verhindern wollte. Ein Polizist, der sich Plünderern in Berlin-Mitte entgegenstellte, wurde von der Menschenmenge angegriffen und durch Fußtritte und Messerstiche schwer verletzt. Am Abend wurden noch mehr Schaufenster eingeworfen, diesmal von Fahrradfahrern in der Nähe des Roten Rathauses, wo sich seit dem Vormittag Erwerbslose und auch die Schutzpolizei angesammelt hatten. In Moabit versuchten Polizisten festzustellen, wer Anschlagsäulen in der vorherigen Nacht mit Petroleum übergossen und in Brand gesetzt hatte. Im Westen, auf dem Kurfürstendamm, pöbelte eine Gruppe von SA-Männern Passanten an. Es war ein aufregender, aber keineswegs außergewöhnlicher Tag im Berlin der frühen dreißiger Jahre.

* * *

Ich lebte in zwei verschiedenen Welten. Die eine war von Not, Angst und Gewalt geprägt. Hier waren Plünderung, Randalen, Belästigung und Bedrohung tägliche Ereignisse. Arbeitslosigkeit und Hunger galten als die Regel, nicht als Ausnahmefälle oder Angelegenheiten der untersten gesellschaftlichen Schichten. Geld war knapp und verschaffte kaum die Güter des täglichen Bedarfs, deren Preise steil anstiegen. Merkwürdigerweise wurde diese Welt im Nachhinein eine goldene Zeit genannt, eine Bezeichnung, die nur im Hinblick auf das, was später kam, einen Sinn hat. Diese Bezeichnung weist auf die für wenige Leute erreichbare und von vielen kritisierte Sonnenseite der Weimarer Republik hin: den Glanz der Lichtreklame, die Pracht der Schaufenster, die Geschwindigkeit der neuen Autos, die Kühnheit des Theaters, die Größe des Filmgeschäfts und seiner Stars, den Durchbruch der Moderne.

Für mich entstand diese widerspruchsvolle Welt aus Zeitungsausschnitten, polizeilichen Berichten, Schwarzweißfotos, verstaubten Büchern und dunklen Mikrofilmen, die ich in Berliner Archiven und Bibliotheken während meines Arbeitstags entdeckte. Meine Aufgabe bestand darin, diese Fragmente in den historischen Kontext einzuordnen.

Die Welt der zwanziger und frühen dreißiger Jahre bildete einen starken Kontrast zu der Kreuzberger Idylle, in der ich meine Abende und Wochenenden verbrachte. Inzwischen hatte sich der Bezirk, ein früherer Kampfschauplatz der NSDAP und KPD, sehr verändert. Heute zieht Kreuzberg Leute aus der ganzen Welt und allen Gesellschaftsschichten an, was sich in dem bunten Angebot von Restaurants, Läden, Buchhandlungen, Kneipen, Vereinen und Festen widerspiegelt. Das Leben in den Straßen ist nicht immer harmonisch (die jährlichen Krawalle am ersten Mai beweisen diesen Punkt; im Vergleich zu früheren Zeiten laufen sie aber ziemlich berechenbar, ja fast choreographiert ab). Aber trotzdem spürte ich eine gewisse Solidarität unter

den Kreuzberger: Man konnte auch ohne deutsche Staatsangehörigkeit einer Nachbarschaft angehören. Als Neuankömmling genoss ich das Gefühl von Nicht-Völlig-Fremdsein, Leute auf der Straße zu grüßen und begrüßt zu werden. Im Laufe der Zeit musste ich mich mit der scheinbar idyllischen Welt von Kreuzberg aber auch kritisch auseinandersetzen und die Schattenseiten wahrnehmen, die dem Touristen entgehen.

Während meines Jahres als Bundeskanzler-Stipendiatin hatte ich die Gelegenheit, in der Stadt zu wohnen, die ich für meine Doktorarbeit erforsche. Meine Arbeit und meine persönlichen Erfahrungen bereicherten sich gegenseitig: Mein Alltag stellte Fragen an die Vergangenheit; andererseits erlebte ich die Stadt dank meiner historischen Interessen sinnlich anders, mit schärferen Augen und Ohren. Diese verschiedenen Welten bildeten eine Dialektik dadurch, dass ich immer wieder die Kluft zwischen Vergangenheit und Gegenwart überquerte.

* * *

Mit seiner Andeutung auf soziale Spannungen und Gewalt lässt der vorgehende Text wahrscheinlich nicht erkennen, dass sich mein Projekt eigentlich um Konsumgeschichte dreht, aber versucht, eine neue Methodologie und Perspektive zu schaffen. Die Entwicklung zu einer Massen-Konsumgesellschaft wird manchmal als eine friedliche Revolution bezeichnet, die ihren Anfang in der Industrialisierung hatte und sich immer weiter ausbreitete, immer mehr soziale Schichten einbezog, und dadurch die sozialen, ökonomischen, kulturellen und politischen Verhältnisse tief veränderte. So gesehen ist Konsumgeschichte eine Geschichte des Aufstieges. Das bezieht sich auf die Forschungsschwerpunkte, die sich oft auf Hauptinstitutionen des Konsums (z.B. Einzelhandel, Warenhäuser oder Werbung) in ihrer Durchbruch- oder Blütezeit konzentrieren.

Ich stelle in meiner Doktorarbeit ein alternatives Bild der Konsumgeschichte dar: die Konsumverhältnisse in einer Stadt, nämlich Berlin, während einer Zeit des Mangels, der Geldentwertung sowie einer Wirtschaftskrise und einer Diktatur. Ich hoffe, ein differenziertes Bild zeichnen zu können, und möchte zeigen, wie Handel und Konsum auch soziale und politische Spannungen verschärfen konnten.

Eine Geschichte des Konsums, die solche Konflikte zum Leitmotiv macht, basiert auf einer ganz anderen methodologischen Vorgehensweise. Wo findet man Hinweise auf die sozialen und politischen Auseinandersetzungen, die das Verteilen und Konsumieren von Waren hervorbrachten? Meine Antwort lautet: man untersucht einen Ort, in dem Verteilen und Konsumieren stattfanden und gleichzeitig verschiedene soziale und politische Gruppen zusammentrafen, nämlich die Straße.

In einer Großstadt ist „die Straße“ ein Ort des Verkehrs, der Ansammlung, der Freizeit, des Vergnügens, des Handels, der Arbeit, der staatlichen Repräsentanz, der Überwachung und Kontrolle, das heißt, ein Ort, der sehr verschiedenen Funktionen dient. Die Straße ist auch sozial vielschichtig. Nach Thomas Lindenberger ist die Straße „Raum und Medium des sozialen Verkehrs, der Begegnung von Schichten, Geschlechtern, Gewerben, Generationen usw.“²⁴ Die Lebendigkeit und Vielfältigkeit der Straße hat zur Folge, dass Historiker der Stadtgeschichte manchmal die Straße als heterogene, nicht bürgerliche Öffentlichkeit romantisieren. Der Kontakt zwischen verschiedenen Gruppen gilt als eine positive Erscheinung, die durch den Drang in die Vororte im zwanzigsten Jahrhunderts gestört wurde. Wenn man aber die Straße in ihrer wirtschaftlichen Funktion betrachtet, fällt auf, dass sie zwar eine heterogene Öffentlichkeit

²⁴ Thomas Lindenberger, *Straßenpolitik: Zur Sozialgeschichte Der Öffentlichen Ordnung Berlin, 1900-1914* (Bonn: J.H.W. Dietz, 1995). p. 34

bildete, diese Öffentlichkeit aber durch Konkurrenz und Kampf geprägt wurde. Rechtlich regelte die Stadt Berlin als Eigentümerin der Straßen die Ansprüche auf Straßennutzung, mit den polizeilichen Organen in der Vermittler- und Vollstreckerrolle. Dadurch entsteht aber ein großes Spannungsfeld, da die verschiedenen Ansprüche oft divergieren oder die Stadtbewohner sich nicht mit ihren zugesprochenen Rechten befriedigen lassen. Deswegen entstehen die Eigenschaften der Straße durch die Bestrebungen verschiedener Interessengruppen, einerseits die eigenen Bedürfnisse zu erfüllen und ihre Vorstellungen durchzusetzen, und andererseits den Zugang ihrer Konkurrenten zu begrenzen oder gar auszuschließen.

Meine Geschichte beginnt mit dem Ende des Ersten Weltkrieges, als Tausende von demobilisierten Soldaten nach Berlin drängten und – wie viele andere Arbeitslose – versuchten, sich durch den Straßenhandel zu ernähren. Dies sorgte für großen Ärger unter den alteingesessenen Einzelhändlern, die Druck auf die Polizei ausübten, die Straßen „aufzuräumen“. Die Debatte drehte sich darum, wer in dem neuen demokratischen Staat ein Recht auf die Straße hatte und zu welchen Zwecken und Tätigkeiten. Die folgenden Kapitel verfolgen dieses Thema, wie es sich in verschiedenen Bereichen entfaltet: die Verbreitung von Werbung auf allen Flächen der Stadt; „Crowd-control“-Maßnahmen gegen politische Ansammlungen, aber auch normalen Verkehr; eine Plünderungswelle gegen Lebensmittelgeschäfte in den frühen dreißiger Jahren, die die Straßenordnung und die Staatsmacht in Frage stellte. Meine Arbeit endet mit der Umstellung der Bestandteile des Straßenwesens (Schaufenster, Plakate, Menschenmenge etc.) in eine neue Konstellation: ein nationalsozialistisches Straßenbild.

* * *

In seinen Memoiren schrieb der bekannte Historiker und Zeitzeuge der Weimarer Republik Eric Hobsbawm, dass er bei einem späteren Besuch die Orte seiner Jugend nicht mehr erkennen konnte. Er schreibt: „Wie in einem dieser Alpträume der Desorientierung und Fremdheit gab es nicht nun nichts mehr, was mir bekannt vorgekommen wäre, ich wusste nicht einmal, in welche Richtung ich blicken sollte, um mich an Bekanntem zu orientieren... In Berlin war die physische Vergangenheit durch die Bomben des Zweiten Weltkriegs ausgelöst worden. Aus ideologischen Gründen waren weder die beiden deutschen Staaten des Kalten Krieges noch das vereinigte Deutschland der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts daran interessiert, sie wieder aufzubauen... Somit lebt die Stadt, in der ich die beiden entscheidenden Jahre meines Lebens verbrachte, nur noch in meiner Erinnerung fort.“²⁵

Es ist eine übliche, begründete Reaktion gegenüber dieser Stadt: im Gegensatz zu anderen europäischen Städten begegnet man der Vergangenheit in Berlin eher als Ruine, Denkmal oder Grab. Zeit hat aber nicht alle Spuren meiner Geschichte verwischt. Ich stieß in Momenten des plötzlichen Erkennens auf sie, suchte bewusst auf Spaziergängen nach ihnen oder traf sie spontan, wenn ich meine Freunde fragte, ob ich nicht kurz um die Ecke schauen dürfte, um etwas zu überprüfen. Die historischen Orte existieren vielleicht nicht mehr in ihrer alten Form, aber die Veränderungen sind aufschlussreich. Am 14. April 1919 erschienen plötzlich polizeiliche und militärische Kräfte in der Neuen Schönhäuserstraße, um hunderte von Straßenhändlern und Spielern festzunehmen. Sie zogen sogar Drahtverhaue über die Straßenzüge, um ein Entkommen zu verhindern. Zwei Stunden nach der Razzia war die Straße wieder mit unerlaubtem Handel lebendig. Heute bleibt die schmale, kurvige Neue Schönhauserstraße eine Einkaufsstraße. Mit modischen Läden und Sushi-Bars hat die frühere unbeliebte Innenstadt aber eine ganz andere Kundschaft angeworben. Ich staunte eines Tages, als ich bemerkte, dass Straßenhandel immer noch auf denselben Brücken stattfand. Straßenhandel hat immer neue Berliner beschäftigt, nun

²⁵ Eric Hobsbawm, *Gefährliche Zeiten: Ein Leben im 20. Jahrhundert* (Carl Hanser Verlag, München, 2003), 63-64.

konkurrieren deutsche und osteuropäische Händler mit Emigranten von allen Kontinenten. Und es war ein sehr glücklicher Moment, als ich herausfand, dass meine Stammkneipe einen Vorgänger in den zwanziger Jahren in denselben Räumen gehabt hatte. Einige Institutionen einer Straße sind dauerhaft. Ein Schwarzweißfoto der ehemaligen Inhaber und Kundschaft hängt jetzt über meinen Schreibtisch.

Manchmal kam ich mir vor, als wäre ich der ungeduldige Leser eines Krimis, der schnell bis zum Ende vordringt. Ohne dass ich meine Untersuchung abgeschlossen hatte, waren die Lösungen zu meinen Fragestellungen ersichtlich. Ich konnte mit Sicherheit bestätigen, dass sich das Auto durchgesetzt hat. Die Straße ist kein Spielplatz für Kinder mehr, Markthandel erfolgt nur mit Erlaubnis und Straßensperrung, und Fußgänger beachten die Ampelzeichen und beschimpfen solche, die sich nicht daran halten. Ich konnte von den verschiedenen Pflastersorten des Bürgersteiges ablesen, wo Obstwagen, Plakate, und Fahrräder hingestellt werden dürfen und wusste, dass solches Organisieren nicht ohne lebhaftige Kontroverse geschah. Reklamesäulen, eine Erfindung des 19. Jahrhunderts, befinden sich noch auf Straßenecken. Ihre Flächen bleiben aber manchmal leer, weil der Fernseher ihre Stelle als wichtigstes Massenmedien und Werbemittel übernommen hat. Wenn Einkäufer sich wegen der Vorweihnachtshektik beklagen, weiß ich Bescheid, dass es früher noch schlimmer war, sogar in der Weltwirtschaftskrise, wenn sich Passanten in einem undurchdringlichen Schwarm auf dem Potsdamer Platz bewegt haben. Andererseits haben nicht alle Probleme ein Ende genommen. Die Freiheit der Berliner Hunde ärgert Beamten schon seit dem 19. Jahrhundert. Eine Leinenpflicht sollte in diesem Jahr eingeführt werden – mal sehen, ob es wirkt. Ich selbst werde das Ende ihrer Freiheit bedauern, ein Phänomen, das wirklich aus dem Rahmen einer modernen Großstadt fällt.

Meine Erfahrungen und Erlebnisse wirkten sich auch auf meine Arbeit aus. Meine Bekannten und Freunde wurden zu Forschungsassistenten, ohne und auch mit ihrem Wissen. Ich habe ihre Ansichten nicht als reine Tatsachen akzeptiert, aber sie halfen mir, meine Theorien und Annahmen noch einmal zu überdenken und neue Fragen zu stellen. Beispiel dafür war ein Café-Inhaber in meiner Straße, mit dem ich des Öfteren Kaffee trank und redete. Ich fragte ihn einmal, ob er und die anderen Ladeninhaber unserer Straße eine polizeiliche Genehmigung bräuchten, um Stühle und Tische auf den Bürgersteig zu stellen. Diese Gegenstände waren ganz plötzlich mit dem schönen Wetter erschienen. Er lachte und meinte, dass man dafür zwar eine polizeiliche Erlaubnis bräuchte, die Berliner oder mindestens die Kreuzberger aber anarchisch gesinnt seien und manchmal warteten, bis sie in Schwierigkeiten mit den Beamten kämen, bevor sie sich an die Bürokratie wandten. Es war eine gute Erinnerung, beim Forschen die polizeilichen Regelungen nicht immer wörtlich zu verstehen.

Durch ihn und die anderen Ladeninhaber meiner Nachbarschaft lernte ich auch, meine schönen Eindrücke von Kreuzberg in Frage zu stellen. Die bunten Schaufenster und geschmackvollen Einrichtungen in Läden, Cafés und Restaurants waren manchmal nur die Fassaden für Geschäfte, die in großen finanziellen Schwierigkeiten steckten. Die hohe Arbeitslosigkeit oder die Angst um die eigene Stelle wirkten sich auf diese Geschäfte aus. Anwohner und Besucher einer Straße unterstützten den Einzelhandel weniger und lebten sparsam, kauften möglichst billige Produkte, teilten ihre Speisen und Getränke. Werbungen für größere Geschäfte deuteten auf die unerfreulichen Verhältnisse hin und boten niedrige Preise an. Ich stellte fest, dass die Angst um das wirtschaftliche Überleben nicht nur Geschäfte der zwanziger und dreißiger Jahre betroffen hatte, sondern ein Bestandteil der Wirtschaft bleibt. Zahlen allein können die gesellschaftliche Bedeutung ihres Scheiterns nicht völlig ausdrücken. In dem kurzen Jahr sah ich mehrere Geschäfte öffnen und wieder schließen. Ihre Inhaber und Kundschaft verschwanden aus der Nachbarschaft.

Diese gewonnenen Einsichten verursachten ein tieferes Dilemma. Mein Interesse für Konsumgeschichte entstand aus einer kritischen Perspektive. Ich wollte die Werte einer modernen Konsumgesellschaft analysieren und die Auswirkungen auf Politik, Kultur und die Umwelt deutlicher machen. Es wurde mir aber klar, wie viel der erfreuliche, sogar friedliche Umgang in der Nachbarschaft vom „Kaufen“ abhängig war. Ein weiteres Problem tauchte auf. Ich erkannte, dass meine eigenen Ideale, wie Ökobau, regionale Produkte, Unterstützung von Kleingeschäften – eine Kritik der modernen Konsumgesellschaft – eher an der konservativen Seite des politischen Spektrums in den zwanziger und dreißiger Jahren angesiedelt waren. Was hat sich seitdem verändert? Die einfache Antwort ist: vieles. Zum Beispiel hat der Ökobau von seiner früheren nationalistischen Orientierung Abstand genommen und strebt jetzt Umweltschutz und Gesundheit in Deutschland und den Entwicklungsländern an. Diese Verschiebung von Rechts nach Links zeigt die Veränderlichkeit und Beweglichkeit von Ideen im Laufe der Zeit. Das bedeutet nicht, dass unsere Konsumententscheidungen weniger politisch geladen sind als in der Weimarer Republik oder im Dritten Reich. Ganz im Gegenteil: Mit diesen Entscheidungen wählen wir eine gesellschaftliche Struktur, ein Straßenbild, ein Stadtleben. Es sind komplexe und oft widersprüchliche Entscheidungen. Ich bin der Humboldt-Stiftung dankbar, dass ich die Gelegenheit hatte, mich mit solchen Gedanken auseinanderzusetzen und dazu in einem so dynamischen Umfeld.

Rebecca Felice Lubens

– My Neighborhood in Germany – How I Came to Feel at Home in Berlin

Background: B.A. in Linguistics, Harvard University (2000)

Project: The Social Obligation Imposed by the German Constitutional Property Clause on Owners of Historically Significant Sites and Structures

Currently: J.D. Candidate at University of California, Berkeley/ Harvard University (expected 2005)

My Neighborhood in Germany – How I Came to Feel at Home in Berlin

Rebecca Lubens

“Neighborhood is a spiritual energy – a quality, not a quantity. It is space. . . which corresponds to curiosity, large enough to find adventure in it, small enough to initiate a feeling of homeliness.”

Hans Scharoun, German architect (1893-1972)

Ever since returning from Germany, I read *Der Spiegel* online everyday. This is partly because it is hard to find German news in the American media, partly because I want to keep up my German and partly because I am interested in the German perspective on American current events and world affairs. This is also, strangely enough, partly because I sometimes find myself a little homesick for Germany.

My first few months in Berlin—as the café chairs were dragged inside and the grass in the parks dried up—I wasn’t sure that I would ever feel at home there. Navigating the city and University bureaucracies stretched out over days of treks to outlying areas of Berlin only to wait in long, silent lines for curt replies from gruff clerical workers. My head swam with long German phrases after trips to the grocery store and embarrassing moments at the cash register in Karstadt stung for hours. Most of all, walking around that large, sprawling city made me feel so small and unnoticed, not a part of anything.

Humboldt University

But soon I began classes at Humboldt University, where I enrolled in a program for foreign law students that covered the basic principles of German law. I met others for whom Germany seemed just as far away from and—particularly in the case of the many Asian and African students—just as different than home as it did for me. At first we laughed at what was strange to us about Germany and commiserated about the German language, and worse yet, German legalese. Once we were integrated into lectures with the other German law students, it definitely got worse before getting better. The professors no longer spoke slowly for foreigners or assumed that we were new to German law, but rather spoke briskly, used sophisticated academic language and referenced points made in previous semesters. Although the learning curve was steep, I worked hard, and within weeks, I could listen and understand at the same time and even began to ask questions aloud in my *Arbeitsgemeinschaft*.

Although I had originally come to Germany to take a break from classes—to pursue an idea for a research project that had lingered with me since spending several months in Germany three years earlier—the decision to enroll as a student at the University had several advantages. First of all, the paper that I intended to write on German historic preservation law required a great deal of background about fundamental principles of German law and, when I arrived, I realized that I knew nothing about the methodology of German legal research—about how to find statutes and court decisions. Secondly, being a student in Germany affords one many privileges—cheaper fares for public transit, reduced entry prices at museums and galleries, cheaper newspaper subscriptions, borrowing rights at almost any of the trove of research libraries and archives in most German cities, and access to the *Mensa*, where heaps of hot food are ladled out at state-subsidized prices. Perhaps most importantly, though, for me, being a student at the University meant being part of a community of other students and of other foreigners.

My courses at the University also gave me access to several professors who would become valuable resources of information and further contacts to consult in my research. I expect to host one of these professors at a forum on German law at Harvard later this year.

Timo

I also met Timo at the University. Timo had just finished his *Staatsexamen* and was often in the library doing research for his dissertation. He was writing about certain aspects of U.S. law and I needed help getting through German constitutional property cases, so we agreed to meet once a week and trade tutoring services. Working with another student gave me the freedom to ask questions that I felt uncomfortable bothering professors with and allowed me to be more adventurous with my German. Describing concepts or cases from U.S. law to Timo in German proved to be challenging, but he was patient and I think that my German improved as a result.

Timo often asked about my impressions of Germany and my views on certain political situations or events, and we spent hours debating politics and economics. Although most of his views on social and fiscal questions seemed closer to those of the Bush administration than to those of the German political parties, he was very critical of the United States. He also relished the role of tutor and patiently explained to me certain social customs, idiomatic expressions or public debates in the media.

Many of Timo's friends from law school were, like me, almost done with school and confronting all of the uncertainties and anxieties that come along with that. Because being in law school, like being in many other fields of graduate study, can be an intensely insular experience, and because I viewed this fellowship year in some ways as a respite from that intensely narrow focus and insular world, I did not necessarily seek out other law students in Germany. Nevertheless, the students I met through Timo gave me insight into the German system of legal education that I did not get from the discrete classroom experiences I had over the course of that semester. We discussed many of the same things that I discuss with my peers in the United States—career paths, specialization, important court decisions—and I discovered that German students had many of the same concerns as law students in the United States. This was not surprising, of course, but this element of commonality felt significant at times when nothing else felt familiar at the University.

Timo's friends wanted to know more about private law schools and legal education in the United States. What surprised them about my own experiences and accounts of our system highlighted some of the crucial differences between the two countries for me. As I met more people around school, German students often invited me, as the sole representative of a common law system, to enter class discussions. (Although Germany operates under a civil law system, common law principles are becoming increasingly important in German legal education, as they play important roles in the shaping of European Union law, largely due to the membership of the United Kingdom, which is also a common law system.) Some of these comparisons became a peripheral interest of mine while I was in Germany and I am now collaborating on a piece with a *Dozent* from Humboldt about the influence of common law concepts on legal education in civil law systems.

The Strikes

About halfway through the winter semester, university students in Berlin (and throughout Germany) went on strike in protest of budget cuts and proposals to levy higher fees on students.

Compared to the United States, the universities in Germany run on lean budgets, which translates into less money pumped into impressive facilities (which I found made no difference in the quality of the education, not to mention that the buildings housing most of the lecture halls and seminar rooms at Humboldt are far more impressive in history and architecture than most U.S. campuses) and fewer personnel.

The latter made a big difference, especially during the weeks of strikes, when most students stayed home from classes and others blocked the entrances to campus buildings or staged protest activities near campus. Neither I nor most of my fellow foreign students had any idea whether we should continue working our way through the syllabi on our own, where and when make-up classes would be held (they did meet, in many cases, without our knowledge) and, most importantly for many of the students who had paid significant tuition for their semesters at Humboldt, whether we would be able to take exams at the end of the semester. As I later learned, the lack of communication from the University administration was in part a result of confusion within the administration about what the proper course of action would be and uncertainty about how long the strike would last, as well as limited access to computers and student records with our contact information. However, I suspect that part of this was also related to less emphasis in the German university on lectures, and a greater sense of independent learning and managing one's own educational path.

Now that I am back in graduate school in the United States, the difference between students and faculty, and students and administration, here, and in Germany, seems striking. One-on-one contact with professors, at least in the law faculty, is rare in Germany. In fact, most German law students I asked said they had never been to a professor's office hours. Many said that they had also never had an adviser, informal or formal, and that their contacts with the administration—aside from the ministerial process of registering at the beginning of the semester—were few throughout their academic careers. I observed the advantages of this system in the independence and determination of students who had made it far enough to see an end in sight. On the other hand, I also often wondered if the *Langzeitstudenten* who I encountered, many of whom had switched majors multiple times and didn't seem confident that they would finish in the near future, might have benefited from more advising and individualized attention from professors. Needless to say, coming from the United States, where students are often closely supervised and coddled (some might even say babied), even at the highest levels of education, one can feel lost in the shuffle in the German system. This feeling was particularly acute during the strikes.

However, the debates about higher education in Germany that the strikes brought with them were fascinating for me. Students in Germany are far more politically engaged in my experience than U.S. undergraduate and graduate students—and I spent two years at Berkeley—and the energy and creativity in their activism was inspiring to me.

Dr. Rolf-Peter Löhr

My host at the *Deutsches Institut für Urbanistik* had an unexpected reaction to these events. He was a firm proponent of higher tuition (to improve the quality of German higher education) and slightly disdainful of what he perceived as the rowdier students in the East. (The Free University in West Berlin is the other large university in the city and the law faculty has a reputation for being far more conservative than its Eastern correlate, Humboldt, though students were also striking in the West.) His seemed to represent the view of an older generation raised in the former West Germany, and I valued this after spending most of my days and evenings with students of my age and nearly all of my time in the East.

He also had strong views about the successes (or failures) of reunification and the replanning of the united city, and my long walks with him through the city made for better history lessons than any of the courses I had taken in college. Since the focus of my project was historic preservation, he would pick out interesting buildings with complicated preservation histories (mostly debates about whether to preserve or demolish, or how to preserve and what to demolish) and narrate this history during our walk to the building.

Most memorable of these was our trip to the old *Studentendorf* of *Schlachtensee*, a complex of student housing at the Free University where he and his wife had met and that faced one of the fiercest preservation debates in Berlin last fall. In my many interviews with city planners, historians, architects and preservationists during the course of my time in Berlin, I was no longer surprised by the emotional reactions to certain buildings in a city, many of whose buildings so saliently reflected its charged history, but his intensely personal connection to the site *was* new to me. Even though Dr. Löhr would teach me much about German preservation law and the politics of preservation in Berlin, it was the tears in his eyes when discussing the impending demolition of the *Studentendorf Schlachtensee* that would probably teach me more about historic preservation and public property rights than anything else in Berlin.

Dr. Löhr turned out to be the perfect advisor on the academic front as well. Not only had he written the seminal academic text on building law and preservation statutes in Berlin, but he was also extremely well connected and always willing to use those contacts to further the progress of my research. He set up many interviews for me—both with him present as conduit (which turned out to be helpful, especially earlier in the year, when my German was weaker than it would be later in the year) and without him—and he read several drafts of my paper throughout the year. He also told me often that I reminded him of his own daughter, who was studying far away at the University of Freiburg. He and his wife invited me to their home on several occasions and periodically checked in on me, especially as I was moving into my apartment and matriculating at the University, and even as the weather grew cold (he did not have much faith in a Californian's ability to withstand the brutal Berlin winter!).

My Project

When I began courses at Humboldt, I had an experience that I suspect many legal scholars have when encountering another legal system for the first time. Law is, of course, not science. There is no inherent truth to be pursued. In other words, so much of what we study in law school as “the law” amounts to policy determinations in the form of court decisions or statutes. Property owners, for instance, have many of the rights that we grant them because generations of judges in concert with Congress and state legislatures have decided that our economic system and theories of liberty demand a certain degree of autonomy over property objects. German law is strikingly similar in the rights that it grants property owners, yet dramatically different in terms of the obligations imposed on those property owners. German courts reach the same decisions that we do in different ways—based on different theories, with different values pitted against one another and grounded in different institutional models of the Court's role in defining basic rights and the Court's relationship to the legislature. Understanding another system of law is important as a lens into the system that we begin to take for granted as the default. Understanding alternatives to one's own system and being prepared to defend and critique that model is also important as a tool for law reform.

The power of those experiences in shaping my own thinking about U.S. law took me by surprise, I must admit. Having an advisor in the United States, with whom I could share my conclusions about how German constitutional property law and preservation statutes differed from our own

system of protecting historically significant buildings, was indispensable and we spoke regularly by phone. At the same time, the task of describing to my advisor what I had found in my research was an important tool for my own understanding of the material. Since I was writing in English and reading most of my sources in German, having had the opportunity to discuss my ideas in English also made writing my final paper in English much easier.

During the second semester, I audited several courses at the University, but spent the vast majority of my time interviewing lawyers and law professors about property law and preservation rules, as well as meeting with numerous officials at the city and state agencies for historic preservation and natural protection. In our discussions, I found myself more interested in the differences between the two systems' constitutional conceptions of property ownership (and, in particular, the social obligation imposed on property owners in German law) than on the individual preservation statutes in each state.

The paper I had initially intended to write would have focused largely on preservation of "problematic" structures or sites—and how legal rules for historic preservation functioned in these "exceptional" situations, of which there are many in Berlin (such as *Palast der Republik* or Hitler's old bunker). However, as I shared my impressions from independent research and meetings with experts in Berlin, both Dr. Löhner and my advisor in the United States steered me toward the more general comparison of the two property law regimes that I was interested in doing. This did not shift the general subject of my project too much, since the social obligation that I would focus on primarily in my paper would be the duty of owners of historic structures to preserve those sites for the good of the greater community (which is also thought to retain a degree of ownership in those cultural resources under German law).

This was a difficult decision for me nevertheless, as I had proposed a somewhat different project and had come to Berlin prepared to pursue it. However, once I accepted that the more important difference that I wanted to share with a U.S. audience was this unexpected one, I began to enjoy my project more and was grateful for the time I had spent preparing to do constitutional research during my courses in the first semester. Before leaving Berlin, I had the opportunity to workshop a draft of the paper with the comparative constitutionalism seminar that I was auditing at Humboldt. This group, with participants from more than 10 different legal systems, all of whom had at least a basic knowledge of German law, turned out to be a valuable resource once I had a working draft of the paper.

My Neighborhood

Although my entire year in Berlin was an important growing and learning experience, it was not until the spring that I really felt at home there. I knew people in my neighborhood and visited often with several of the women in my cooperative apartment building. I knew where everything was at the grocery store and how to ask if I couldn't find something. When I had to withdraw from Humboldt in the second semester in order to enroll in courses at the Free University, I was able to call ahead and make an appointment, as well as figure out exactly which forms I needed to fetch from where. I knew how to find German court decisions at the library and how to cite German statutes, and knew enough about German constitutional property law to make appointments with professors and send them drafts of my paper. I also knew where my favorite restaurants and favorite parts of Berlin were, and I had many friends there.

The one thing that I did not become as comfortable with as I would have liked was my German. But, perhaps, as I have discovered with Spanish, this is a life-long pursuit, and I hope to have the opportunity to return to this country that I now feel a little homesick for.

Tatjana Nikitina

Deutsches Banksystem, Finanzintegration in Europa, Basel II: Eindrücke und Erfahrung vom Aufenthalt als BUKA-Stipendiatin

- Werdegang: Diplom in Ökonomie, St. Petersburger Staatliche Universität für Wirtschaft und Finanzen (1991);
Ph.D. in Ökonomie, St. Petersburger Staatliche Universität für Wirtschaft und Finanzen, Russland (1998)
- Projekt: Harmonisierung des internationalen Bankenaufsichtsrechts im Kontext der globalisierten Finanzmärkten: die Erfahrung für Russland
- Derzeit: Dozentin am Department of Banking; Direktorin des Deutsch-Russischen Zentrums an der St. Petersburger Universität für Wirtschaft und Finanzen, Russland

Deutsches Banksystem, Finanzintegration in Europa, Basel II: Eindrücke und Erfahrung vom Aufenthalt als BUKA-Stipendiatin

Tatjana Nikitina

Ich habe es geschafft! Ich bin eine Stipendiatin der Alexander von Humboldt-Stiftung, Stipendiatin des besonderen Bundeskanzler-Stipendienprogramms. Es war mein Traum, dieses Stipendium zu erhalten. Noch während des meinen ersten Studienaufenthaltes in Deutschland in 1997 habe ich die Familie einer Humboldt-Stipendiatin kennen gelernt und von diesem Stipendium erfahren. Seitdem war meinen Werdegang diesem Ziel gewidmet: Promotion, Publikationen, wissenschaftliche Kontakte mit deutschen Professoren.

2003 ist mein Traum in Erfüllung gegangen: Ich stehe vor einem ganzen Jahr in Deutschland, in der Bankenmetropole Frankfurt am Main als BUKA-Stipendiatin der Alexander von Humboldt Stiftung, das so viel verspricht.

Schon in den ersten Tagen in Bonn, und später dann in Berlin ist mir klar geworden, dass dieses Jahr das interessanteste in meinem Leben werden wird. Neue russische und amerikanische Freunde, lebendige Diskussionen während des Intensiv-Sprachkurses, Ausflüge durch Nordrhein-Westfalen und Brandenburg, interessante Gespräche zum Thema Kultur, Politik und Wirtschaft im Rahmen des Einführungsseminars. Zum Glück haben wir noch während des Sprachkurses alle heiklen Themen, die amerikanisch-russische Beziehungen betreffen, diskutiert und uns seitdem mit unseren amerikanischen Kollegen sehr gut verstanden.

In dieser Zeit wurden wir immer sehr gut zuerst durch die Lehrer im Sprachinstitut und anschließend durch Mitarbeiter der Stiftung betreut. Alles war sehr gut organisiert. Dann kam aber der Tag unserer Abreise zur Gastuniversität und damit die Trennung von unseren neuen Freunden. Wichtig war aber zu wissen, dass wir uns noch im März, Juni und Juli treffen werden. Später, während des Abschlusstreffens in Berlin, war es noch schwieriger zu begreifen, dass wir uns verabschieden sollten ohne zu wissen, ob wir uns jemals wiedersehen würden.

Aber trotzdem waren wir alle gespannt, wie unser Leben im Gastinstitut sein würde, wie wir von unserem Gastgeber aufgenommen werden würden, wie uns die Stadt gefiele und noch vieles, vieles mehr.

Schon in den ersten Tagen in Frankfurt am Main konnte ich bestätigen, dass ich richtige Entscheidung mit der Auswahl der Universität und des Gastprofessors getroffen hatte. Nicht nur gute Arbeitsbedingungen wie ein eigenes Büro mit PC, Telefon, Zugang zur Bibliothek und allen Veranstaltungen in Finanzfachbereich wurden mir zur Verfügung gestellt, sondern auch Gastfreundschaft, Hilfsbereitschaft, Unterstützung seitens Professor Raimond Maurer, seinen Assistenten und seiner Sekretärin waren für mich von besonderes Wert. Dafür möchte ich mich herzlichen bedanken.

Die Stadt Frankfurt am Main passte für mich sehr gut nicht nur als Bankenhauptstadt, sondern war auch durch die günstige Lage sehr bequem.

Da meine Heimatuniversität schon seit langem wissenschaftliche Kontakte mit der Technischen Universität Darmstadt hat, kenne ich viele Professoren an dieser Universität, die mir gerne bei meinem Projekt geholfen haben und mich während des meines Studienaufenthaltes in Deutschland betreut haben. Meinen besonderen Dank in diesem Zusammenhang möchte ich an Prof. Dr. Uwe Schneider, Prof. Dr. Oskar Betsch und Prof. Dr. Rolf Bechs aussprechen. Sie haben mir Kontakte mit der Deutschen Bundesbank, EZB und BAFin vermittelt.

In diesem Jahr habe ich die Stadt Frankfurt am Main sehr gut kennen gelernt. Zunächst hat mich die Stadt selbst ein bisschen enttäuscht. Für die Finanzhauptstadt schien sie mir zu klein im Vergleich mit St. Peterburg oder Moskau. Später jedoch habe ich Frankfurt sehr gut verstanden und mich dort sehr wohl gefühlt. Die Stadt erschien mir interessant dadurch, dass sie einerseits große Ambitionen hat auf den Finanzplatz Deutschland mit Skyline, Banken, EZB, Deutscher Bundesbank, Messe, andererseits aber provinziell bleibt und bequem für das tägliche Leben. Römer, Dom, Schöne Aussichten am Main, Palmengarten, Sachsenhausen und Grüne Sauce bleiben mir und meiner Familie in guter Erinnerung. Dazu kommen Buchmesse, Finanzmesse, FAZ, gute Fahrradwege, zahlreiche Ausflugsmöglichkeiten im Rheingau und gute Verkehrsverbindung zu anderen Städten in Deutschland.

Also hatte ich gute Bedingungen, meinen Forschungsaufenthalt in Deutschland zum Nutzen meiner wissenschaftlichen Arbeit zum Thema „Harmonisierung des internationalen Bankenaufsichtsrechts im Kontext der globalisierten Finanzmärkten: die Erfahrung für Russland“ umzusetzen.

Um das Projekt weiterentwickeln zu können, waren für mich auch Fragen relevant wie die Bankenlandschaft in Deutschland und in Europa, der Zustand der europäischen Integration und die Zukunft von Basel II zu analysieren. Dies möchte ich im Folgenden kurz schildern.

Die Rolle von Banken und anderen Finanzinstituten in Deutschland und Europa

Auf allen europäischen Märkten ist ein Trend zu einer größeren Kapitalmarktorientierung zu beobachten. Die direkte Finanzierung gewinnt an Bedeutung. Zudem gewinnen andere Finanzintermediäre auf Kosten der immer noch dominierenden Banken Marktanteile. Zu diesem Wandel trägt der internationale Wettbewerb bei, der sich im letzten Jahrzehnt verstärkt hat. Stichworte hierzu sind europäischer Binnenmarkt, einheitliche Währung und einheitlicher Finanzmarkt.

Eine stabile Währung und krisenresistente Institute sind Strukturkonstanten des deutschen Finanzsystems. Außer der Herstattkrise in den 70er Jahren gab es hierzulande seit dem Zweiten Weltkrieg keinen Zusammenbruch der Banken. Unter den Industriestaaten dürfte es wenige Staaten geben, die eine vergleichbare Bilanz vorweisen können.

Seit Anfang der neunziger Jahre haben sich die Rahmenbedingungen für deutsche Banken weiter verändert. Insbesondere der relative Standortvorteil für das deutsche Finanzsystem durch die D-Mark ist entfallen. Mit dem Euro verfügt Deutschland allerdings über eine ebenso starke Währung wie die D-Mark. Über diesen Stabilitätsvorteil verfügen jetzt auch die 11 Nachbarländer. Das ist aber wiederum sehr gut für Deutschland.

Durch den europäischen Binnenmarkt intensiviert sich der Wettbewerb. Zusätzliche Wettbewerber und neue Finanzierungsformen drängen auf den deutschen Bankenmarkt, der einer der wettbewerbsintensivsten Märkte weltweit ist. 2.600 Institute und insgesamt 40.700 Bankstellen wetteifern um 82 Mio. Einwohner²⁶. Der Bewertung des intensiven Wettbewerbs kann man sich auf zweierlei Weise nähern. Einerseits bietet er ideale Bedingungen für die Kunden. Sie profitieren davon in mehrfacher Form: Es gibt vergleichsweise geringe Kosten für die angebotenen Kredite und Dienstleistungen und kurze Wege. Hierzulande versorgt eine Bankstelle etwa 2.000 Einwohner, In Großbritannien und Schweden glatt doppelt so viel.

Die Kehrseite der Medaille sind geringe Margen. In der Vergangenheit wurden sie jedoch angesichts der handfesten Stabilitätsvorteile des Finanzplatzes Deutschland in den Hintergrund

²⁶ Statistik der Deutschen Bundesbank, Januar 2004.

gedrängt. Im europäischen Vergleich weist die deutsche Bankenlandschaft Besonderheiten auf. Die großen Institute sind auf dem heimischen Markt relativ klein. Stattdessen gibt es viele sehr kleine Institute. Die 2.400 kleinsten Institute kommen zusammen auf einen Marktanteil von rund 20 %²⁷. 1.800 Institute weisen ein Geschäftsvolumen auf, das unter einer Milliarde Euro liegt. Dagegen gibt es in den Nachbarländern unbestrittene nationale "Champions" unter den großen Kreditinstituten. Dort dominieren jeweils eine Handvoll Institute den Markt – in GB, FRA, SPA oder Niederlanden entfallen auf die drei bis fünf größten Institute bis zu 80 % Marktanteil. In Deutschland verfügen die vier größten Banken nur über 17 % Marktanteil. Das bedeutet aber, dass in Deutschland der Wettbewerb funktioniert, während in den Nachbarländern eher oligopolische Strukturen herrschen.

Zurzeit befinden sich die deutschen Banken im Umbruch. Die Experten rechnen mit großen Fusionen in der deutschen Kreditwirtschaft – in nationalen, europäischen oder gar in transatlantischen Dimensionen.

Seit Mitte der 90er Jahre werden im Euro-Raum immer mehr Finanzinstrumente direkt über den Markt und weniger über Finanzintermediäre wie Kreditinstitute, Pensions- oder Investmentfonds gehandelt. Das früher stark „belastete“ europäische Finanzsystem ist heute zwischen dem mehr marktorientierten US-amerikanischen Finanzsystem und dem japanischen System einzuordnen, in dem die Banken nach wie vor eine marktbeherrschende Rolle spielen.

Der EZB zufolge²⁸ laufen im Euro-Raum inzwischen etwa gleich viele Finanzaktiva über Finanzintermediäre wie direkt über den Markt. Ende 2001 belief sich der Bestand der von Inländern über Finanzintermediäre gekauften Vermögenswerte auf 254 % des Bruttoinlandsprodukts (BIP), der Bestand an direkt über den Markt erworbenen Aktiva auf 285 % des BIP.

Zwar entfiel auf Kreditinstitute und Geldmarktfonds nach wie vor der Löwenteil an über Finanzintermediäre erworbenen Aktiva. Relativ gesehen verlieren Banken aber an Bedeutung. Im Durchschnitt der Jahre 1998 bis 2002 haben Versicherungen und Investmentfonds doppelt so viel Mittel angesammelt wie die Banken. Die EZB begründet diese Entwicklung unter anderem mit Änderungen im Steuerrecht, die Änderungen im Sparverhalten nach sich gezogen haben. Außerdem hat die demografische Entwicklung dazu geführt, dass vermehrt in langfristige Finanzaktiva wie Pensionsfonds investiert worden ist. Die Zahl der monetären Finanzinstitute (MFI) im Euro-Raum, zu denen Kreditinstitute und Geldmarktfonds zählen, ist laut EZB weiter zurückgegangen: von 9.844 Ende 1998 auf 8.531 Ende 2002. Dafür sind die Banken verantwortlich, denn die Geldmarktfonds stiegen um 7 % auf 1.620.

Finanzintegration in Europa

Eine Analyse des aktuellen Stands der Integration der Märkte im Euro-Raum ergibt ein heterogenes Bild. Die Segmente, in denen die Integration vollzogen ist, sind durch standardisierte Produkte, harmonisierte Regeln und Verfahren sowie eine gemeinsame Infrastruktur gekennzeichnet. Als Beispiel nennt die Notenbank den ungesicherten Interbankengeldmarkt, den Tagesgeldsatz-Swap-Markt und die Derivates-Märkte einschließlich der Geldmarkt-Futures und der Terminkontrakte aus Staatsanleihen²⁹.

Ein niedriges Integrationsniveau wurde an Märkten erzielt, in denen die Infrastruktur vor allem im Hinblick auf die Wertpapierverrechnung und -abwicklung weiterhin segmentiert ist. Das gilt

²⁷ Statistik der Deutschen Bundesbank, Januar 2004.

²⁸ Handelsblatt, 10.10.2003

²⁹ Börsenzeitung, 10.10.2003

für den besicherten Geldmarkt (Repomarkt), an dem trotz der kollektiven Bemühungen der Marktteilnehmer, die Produktspezifikation zu harmonisieren, Hindernisse auf dem Weg zur vollständigen Integration bestehen bleiben.

Das gleiche Bild ergibt sich für Marktsegmente, in denen die Marktspezifikation nicht völlig harmonisiert ist. Beispiel dafür sind der Rentenmarkt im Allgemeinen und das Segment der Staatsanleihen im Besonderen. Die Vereinheitlichung der Ausstattungsmerkmale von inflationsindexierten, auf Euro lautenden französischen und griechischen Staatsanleihen deutet darauf hin, dass es sich hier um ein Teilsegment des Marktes handelt, in dem eine Integration durch Harmonisierung der Produktsegmentation offenbar stattfindet. Als weiteres Beispiel der Fragmentierung und relativen Unterentwicklung nennt die EZB die Märkte für Hochzinsanleihen und Asset Backed Securities. Dabei weist die Notenbank allerdings darauf hin, dass die mangelnde Harmonisierung der Produktspezifikation unter anderem auch Folge divergierender nationaler Konkursrechte ist. Ein weiteres Beispiel für einen nicht vollständig integrierten Markt ist der Markt für kurzfristige Wertpapiere.

Eine besondere Bedeutung kommt dabei der Konsolidierung der finanziellen Infrastruktur sowie regulatorischer und aufsichtrechtlicher Regelungen der EU für den Finanzsektor zu.

Auch die durch Unterschiede in den Steuersystemen hervorgerufenen Verzerrungen bleiben ein Problem.

Neue Eigenkapitalanforderungen für Kreditinstitute (Basel II)

Basel II stellt die bedeutendste Änderung des Bankenaufsichtsrechts seit dem Ende achtziger Jahren dar. Am 26. Juni 2004 haben die Notenbankgouverneure der Zehngruppe (G10) und die Leiter der Aufsichtsbehörden dieser Länder der vom Baseler Ausschuss für Bankenaufsicht vorgelegten Rahmenvereinbarung über die neue Eigenkapitalempfehlung für Kreditinstitute (Basel II) zugestimmt. Nach über fünfjährigen Beratungen ist damit ein bedeutender Meilenstein in den bankenaufsichtlichen Vorschriften erreicht worden.

Wesentliches Ziel der neuen Regelungen ist es, die Kapitalanforderungen an Banken stärker als bisher vom eingegangenen Risiko abhängig zu machen sowie neuere Entwicklungen an den Finanzmärkten und im Risikomanagement der Institute zu berücksichtigen. Weitere Schwerpunkte liegen in der Vorgabe von Grundprinzipien für die qualitative Bankenaufsicht sowie einer Erweiterung der Offenlegungspflichten zur Stärkung der Marktdisziplin.

Die bankenaufsichtliche Risikomessung wird sich mit Basel II stärker an die Risikosteuerungsmethoden der Banken annähern.

Es geht in Basel II um das Kreditgeschäft und dessen Risiken. Bisher mussten die Banken für ihre Kredite pauschal acht Prozent Eigenkapital vorhalten – als Puffer für mögliche Ausfälle. Die neue Regelung orientiert sich stärker an der Bonität der Kunden. Die Zahlungsfähigkeit der Kunden wird mit Hilfe von *Ratings* ermittelt.

Während des Studiums dieses Konsultationspapiers versuchte ich einige Frage zu beantworten, denn Basel II löst nicht nur Vorfreude auf verbesserte Regeln aus, sondern auch eine Reihe ernst zu nehmender Befürchtungen:

- Sind die Baseler Anforderungen zu kompliziert und aufwändig, insbesondere für kleine und mittlere Banken?
- Können die Auswirkungen der neuen Regelungen auf die Eigenkapitalhöhe überhaupt schon berechnet werden?
- Wie werden interne Risikomodelle von der Aufsichtsbehörde anerkannt werden?

- Werden Kredite an mittelländische Unternehmen unangemessen verteuert?
- Welche Auswirkungen haben diese neuen Regelungen für Russland?

Über den Ausgangspunkt der Neuregelungen besteht weitgehend Einvernehmen, dass sich die Risikolagen der Banken erheblich verändert haben, neue Strukturen des Risikomanagements entwickelt worden sind und die Bankenaufsicht hierauf reagieren muss.

Dass die Risiken bei den Banken zunehmend komplexer werden, zeigt sich vor allem in vier Bereichen:

- die Kreditrisiken in den Bankbilanzen können sich tendenziell verschlechtern,
- Kreditrisiken schlagen sich zunehmend außerhalb der Bankbilanzen nieder,
- die Betriebsrisiken, die so genannten operationellen Risiken, steigen – und schließlich
- die Ertragslage wird volatiler.

Die meisten Banken haben in den letzten Jahren im Risikomanagement enorme Anstrengungen mit hohen Kosten unternommen und erhebliche Fortschritte erzielt. Das ist aus Sicht der Bankenaufsicht sehr zu begrüßen. Hier ist es wichtig, dass die sachgerechte Gestaltung der Bankenaufsichtsregeln den Banken nicht sozusagen externe Anforderungen auferlegen soll; stattdessen sollen die Bankenaufsichtsregeln Standards für alle Banken gewährleisten, die leistungsfähige und risikobewusste Banken schon aus ihrem eigenen Interesse sicherstellen. Der neue Ansatz besteht darin, die zusätzlichen Möglichkeiten der Banken in ihrem internen Risikomanagement für die Bankenaufsicht nutzbar zu machen. Das ist der neue Ansatz von Basel II bei den Kreditrisiken, dass sich aus den eigenen Risikoberechnungen der Banken im internen Rating eine differenzierte Eigenkapitalunterlegung ableitet. Natürlich müssen die Risikosysteme von der Bankenaufsicht genehmigt und abgenommen werden, damit sie für den öffentlichen Zweck der Bankenaufsicht akzeptiert werden können. Die Entwicklung dieser Systeme stellt Banken und Bankenaufsicht vor eine große Herausforderung.

Wann Basel II in Russland eingeführt werden soll, ist noch nicht klar. Es wird wahrscheinlich in erster Linie nur um international tätige Banken gehen. Für die anderen russischen Banken kommt Basel II noch lange nicht in die Frage. Aber wichtig ist schon jetzt, alle Veränderungen im Bereich der internationalen Bankenaufsicht zu berücksichtigen, um diese dann bei der Reformierung der Banken- und Finanzgesetzgebung ausnutzen zu können.

Fazit

So sehen in Kürze wichtige Schwerpunkte aus, an denen ich während meines Forschungsaufenthaltes in Deutschland gearbeitet habe. Und für diese Möglichkeit möchte ich mich bei der Alexander von Humboldt-Stiftung sehr herzlich bedanken. Vielen Dank allen Mitarbeitern der Stiftung für die gute Organisation unseres Aufenthaltes in Deutschland.

Vielen Dank auch an Prof. Dr. Maurer, Prof. Dr. Schneider, Prof. Dr. Bechs, Prof. Dr. Hummel, Prof. Dr. Beloglasova, Dr. Losovskaja für die persönliche und professionelle Unterstützung. Herzlich bedanken möchte ich mich außerdem bei meinem Mann Alexej und meinem Sohn Maxim, die mir das gute Umfeld für meine wissenschaftliche Arbeit ermöglicht haben.

Und allen BUKA-Stipendiaten 2003-2004 möchte ich viel Erfolg wünschen und sagen: Ihr seid in St. Petersburg immer herzlich willkommen!

Oleg Obolenski

– Medienbilanz – Fernsehen und was dahinter steckt

- Abschluss: Dipl.- Betriebswirt, Institut der Weltwirtschaft, Staatliche Akademie, Omsk (1997)
- Projekt: Der strukturelle Aufbau des modernen Fernsehens: Medienmanagement und Produktionsmanagement
- Derzeit: Beratender Produzent für das Gebiet der GUS-Länder und des Baltikums

Fernsehen und was dahinter steckt

Oleg Obolenski

Projekt

Mittlerweile ist es Oktober, und ich bin nun schon seit über einem Jahr in Köln. An die veränderten Lebensgewohnheiten und den örtlichen Dialekt habe ich mich schon sehr gewöhnt, so dass ich nun einen abschließenden Bericht über meine persönlichen Eindrücke, Erlebnisse und Erfahrungen, die ich in der Medienbranche in Deutschland gemacht habe, verfassen möchte.

Den ersten Teil meiner Projektarbeit habe ich beim Westdeutschen Rundfunk in Köln und Düsseldorf umgesetzt.

Fernsehen in Deutschland – Organisation und Struktur.

In der Bundesrepublik Deutschland besteht ein duales Rundfunksystem. Mit der Einführung des dualen Rundfunks in Deutschland im Jahre 1984 wurde die Voraussetzung für ein breites Programmangebot geschaffen. Neben dem öffentlich-rechtlichen Rundfunk, der bis zu diesem Zeitpunkt eine Monopolstellung einnahm, kamen jetzt auch private Rundfunkanbieter auf den Markt. Deutschland hat heute das größte Angebot von frei empfangbaren Fernsehsendern in Europa. 15 öffentlich-rechtliche, davon acht sogenannte „Dritte“, d.h. regionale Programme der ARD, 22 deutschsprachige landesweite und 150 lokale private sowie zahlreiche zusätzliche TV-Programme, die aus dem Ausland einstrahlen, versuchen sich auf dem Medienmarkt zu behaupten.

Öffentlich-rechtliche Fernsehanstalten

Der öffentlich-rechtliche Rundfunk ist wie die Bundesrepublik Deutschland föderalistisch organisiert. Die ARD, die Arbeitsgemeinschaft der öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten der Bundesrepublik Deutschland, besteht zurzeit aus zehn Landesrundfunkanstalten, die von jeweils einem Bundesland bzw. länderübergreifend gegründet wurden. Die Anstalten sind jeweils selbständig und für ihr Programm verantwortlich, produzieren aber zusammen das Gemeinschaftsprogramm *Erstes Deutsches Fernsehen*. Das so genannte "*Das Erste*" besteht aus Zulieferungen der einzelnen Sendeanstalten im Verhältnis ihrer Größe. Geschäftsführung und Vorsitz der ARD werden jeweils im Wechsel von zwei Jahren von den Landesrundfunkanstalten getragen. Der Programmleiter der ARD, der Intendant, ist für die Koordination der Zulieferungen aus den Landesanstalten verantwortlich.

Das ZDF, das *Zweite Deutsche Fernsehen*, wird von allen Bundesländern getragen und sendet zentral aus Mainz. Das ZDF ist verpflichtet, in allen Bundesländern Landesstudios einzurichten. Es gibt drei weitere öffentlich-rechtliche Fernsehsender: die internationalen Kulturprogramme *3sat* und *ARTE* sowie die Spartenprogramme *Kinderkanal* und *Phoenix*.

Öffentlich-rechtliche Rundfunkanstalten sind Anstalten öffentlichen Rechts und haben einen am Gemeinwohl orientierten Programmauftrag. Der öffentlich-rechtliche Rundfunk finanziert sich durch Rundfunkgebühren und aus Werbeerlösen.

Private Fernsehsender

RTL Group

Die RTL-Group ist ein Zusammenschluss der Firmen CLT-UFA, Audiofina und dem britischen Unternehmen Pearson TV. Seit Juli 2000 ist die RTL-Group mit einem Teil ihres Kapitals an der

Börse notiert. Die Bertelsmann AG und die Westdeutsche Allgemeine Zeitungs(WAZ)-Gruppe sind die größten Kapitaleigner. Die CLT-UFA besitzt 40 Radio- und Fernsehsender in Europa und erreicht laut ALM schätzungsweise 120 Millionen Fernsehzuschauer. Mit dem „*Broadcast und Production Power House*“ will die RTL-Group neue Vertriebskanäle in Spanien, Lateinamerika und den USA öffnen und in Deutschland die Weiterentwicklung des interaktiven Fernsehens und der Internetaktivitäten vorantreiben. Die KEK sprach der RTL-Group im April 2000 insgesamt 25,3 Prozent des Zuschaueranteils in Deutschland zu.

Kirch Holding

Der Konzern von Leo Kirch arbeitet ebenfalls an der Entwicklung des interaktiven Fernsehens und dem weiteren Ausbau der Internettechnologie. Unter dem Namen „*@lliance*“ formierten sich europäische Firmen zu einer strategischen Allianz. Beteiligt daran sind u. a. die italienische Firma Mediaset von Berlusconi, die britische Mediengruppe Carlton, die Firma Telecino aus Spanien und der französische Fernsehsender TF1. In Deutschland wurde die größte deutsche Senderfamilie ProSiebenSat.1 Media AG gegründet. Im September 2001 hat sich die Kirch Gruppe entschlossen, die ProSiebenSat.1 Media AG mit dem Mutterkonzern Kirch-Media zu fusionieren. Dieses drittgrößte Medienunternehmen ist derzeit an der Börse notiert. Eine von Kirchs 50 Tochterfirmen ist die Kirch Beteiligungs-GmbH, die u. a. mit ca. 40 Prozent an der Axel Springer AG beteiligt ist.

Entwicklungen in der Fernsehlandschaft

Wie durch die neuen wirtschaftlichen Verflechtungen bereits deutlich wurde, befindet sich die Fernsehlandschaft in Deutschland seit Mitte 2000 im Umbruch. Die Änderungen finden jedoch nicht nur auf wirtschaftlicher Seite statt – das Fernsehen steht vor allem durch revolutionäre technische Entwicklungen vor einem neuen Zeitalter. Dynamik, immer neue Innovationen und permanenter Strukturwandel prägen die Medien- und Informationswirtschaft.

Eine Entwicklung allerdings bestimmt die audiovisuelle Medienwelt wie keine andere seit der Einführung des Kabelfernsehens: die Digitalisierung. Mit der damit verbundenen Datenkomprimierung wird es möglich, die Übertragungskapazität von Kabel und Satellit um das Zehnfache zu steigern. Schon heute gibt es über 400 digitale Programmangebote, die via Satellit ausgestrahlt werden – und ein Ende ist nicht absehbar. Der Zuschauer wird einer beinahe unbegrenzten Anzahl an Programmen gegenüberstehen und nicht nur durch die digitale Technik, sondern vor allem durch die Verbindung zu Internet und Telefon individuell mit dem Fernsehen interagieren können. Diese Verschmelzung der Endgeräte wird auch als „*Konvergenz*“ bezeichnet. Flächendeckend soll die Digitalisierung in Deutschland bis zum Jahre 2010 vollständig abgeschlossen sein. Ziel ist, 95 Prozent der Bevölkerung mit einem entsprechenden digitalen Empfangsgerät auszustatten. Der endgültige Durchbruch dafür gelang den Verantwortlichen durch die Beilegung eines langjährigen Streits um die Empfangstechnologie. Die führenden Funkhäuser ARD, ZDF, RTL, die Kirch-Gruppe und die Landesmedienanstalten einigten sich nach zähem Ringen im September 2001 auf einen gemeinsamen technischen Standard zur Verbreitung des digitalen Fernsehens. Die *Multi Media Home Plattform* (MHP), ein Decoder, mit dem digitales Fernsehen möglich ist, befindet sich bereits auf dem Markt. Diese besitzt eine kompatible digitale Schnittstelle, d.h. sie ist für jeden Fernsehanschluss in Europa genormt. Die Digitalisierung bedeutet für die traditionelle Fernsehlandschaft eine große Herausforderung, da sich das gesamte Konkurrenzumfeld für alle Programme nachhaltig verändern wird. Das bedeutet, dass die erfolgreichen Anbieter auf dem analogen Fernsehmarkt auch das digitale Fernsehen dominieren werden. Die zukünftige Aufgabe der Sender wird sein, sich mit einem für Zuschauer übersichtlichen und attraktiven Bündel an Programmen – so genannten Programmbouquets – auf dem Fernsehmarkt zu präsentieren und sich mit einem eigenständigen Profil von den Wettbewerbern abzusetzen.

Wettbewerbssituation auf dem Fernsehmarkt

Schon heute herrscht ein reger Kampf auf dem deutschen Fernsehmarkt. Wie eingangs bei der Erläuterung des dualen Rundfunks beschrieben, gibt es in Deutschland die größte Anzahl *Free-TV* Anbieter Europas. Allein aus diesem Grund wird deutlich, wie sehr die einzelnen Sender nicht nur für eine Gewinnmaximierung, sondern oft um das Bestehen ihrer Existenz kämpfen müssen. Trotz der unterschiedlichen Voraussetzungen findet der Wettbewerb für alle gemeinsam auf mehreren Marktsegmenten statt: beim Kampf um Zuschauer und Werbekunden, den sie nicht direkt beeinflussen können; beim Erwerb von Senderechten und Medienprominenz, an denen sie aktiv arbeiten können, und nicht zuletzt beim Ringen um öffentliche Akzeptanz und politische Rechtfertigung.

Mit der Digitalisierung wird der TV-Markt jedoch dichter besiedelt sein als jemals zuvor. Durch die zahllosen Angebote an Medien wird die Bindung des Rezipienten zunehmend schwieriger werden. Aus diesem Grund entwickeln die Kommunikationsexperten der Sender immer neue Varianten, um die Zuschauer an den Sender zu binden. Zwei der zahlreichen Möglichkeiten werden im Folgenden erläutert.

Kommunikative Maßnahmen der Sender / Kommunikationsplattform Internet

Ein Mittel zur Bindung an den Sender ist die Nutzung eines anderen Mediums: Das Internet bietet eine Kommunikationsplattform, mit der man potentielle Zuschauer auch außerhalb des Fernsehens erreichen kann. Alle großen TV-Sender haben diese Chance erkannt und bieten eine eigene Homepage an, wie z.B. www.rtl.de, www.sat1.de, www.das-erste.de. Diese Websites bieten neben den Informationen über den Sender auch Möglichkeiten, gezielt Kommunikationsbotschaften zu platzieren oder Dialogplattformen einzurichten. RTL ging diese Herausforderung offensichtlich am professionellsten an und wurde für die Investition von 25 Millionen Euro in die Internetplattform mit der Marktführung aller Internetangebote in Deutschland belohnt. Im Gegensatz dazu stellte die Kommission zur Ermittlung des Finanzbedarfs (KEF) der ARD und dem ZDF jeweils nur 5 Millionen Euro pro Jahr für die Internetpräsenz zur Verfügung – im Vergleich zu RTL verhältnismäßig wenig, um damit das angestrebte Ziel zu erreichen: junges Publikum via Online-Auftritt wieder an das originäre Programm zurückzuführen und zu binden.

Die Digitalisierung des Rundfunks ermöglicht eine Vielzahl von Angeboten und ein Höchstmaß an inhaltlicher Vielfalt des Gesamtangebots. Sie ist für Rundfunkveranstalter eine wesentliche Voraussetzung für jede Art von Entwicklung.

Ein digitalisierter Rundfunk hat in technischer und wirtschaftlicher Hinsicht zahlreiche Vorteile. Das knappe Frequenzspektrum lässt sich effizienter nutzen. Die Programmverbreitungskosten sinken spürbar. Die Qualität des Signals ist besser und bietet zusätzliche Nutzungsmöglichkeiten. Selbst bei reduziertem Frequenzeinsatz ist das Angebot größer. Das digitale Signal kann über alle Kommunikationsinfrastrukturen transportiert, in verschiedenen Geräten verarbeitet, mit anderen digitalisierten Inhalten verknüpft und so in seinen Inhalten aufgewertet werden (Multimedia). Die Digitalisierung ermöglicht auch im Rundfunk neue Dienste und Anwendungen wie etwa EPG, E-Post und Abruffernsehen. Für Medienwirtschaft und Geräteindustrie bietet die Digitalisierung große Umsatz- und Wachstumschancen.

Für viele erscheinen derzeit die Probleme und Verluste des Analog-Digital-Umstiegs größer als der zu erwartende Gewinn. So groß, dass sie überlegen, ob nicht mindestens die Entwicklung von Teilbereichen ausgesetzt oder sogar völlig beendet werden sollte. Richtig daran ist, dass die Digitalisierung des Rundfunks nicht ohne Hilfe auskommt.

Einige der Fragen, die einem raschen Umstieg erkennbar im Wege stehen, betreffen das Verhältnis der drei Übertragungsarten Kabel, Satellit und Terrestrik im digitalen Zeitalter, die Auswirkungen der Digitalisierung auf die Wettbewerbssituation für Veranstalter und Anbieter,

den Einfluss der Digitalisierung der Rundfunkversorgung auf kulturelle und regionale Vielfalt und, nicht zuletzt, die Frage der Finanzierung des Umstiegs.

Die andere Seite des Fernsehens

Die positive Mission des Fernsehens umfasst die Information des Zuschauers, die Hilfe zur Meinungsbildung, Anregungen, einen Reichtum an Eindrücken und Erkenntnissen. Und trotzdem spielen die elektronischen Medien eine führende Rolle bei dem kulturellen Niedergang unseres gesellschaftlichen Lebens. Besonders Kinder verbringen inzwischen mehr Zeit vor dem Fernsehapparat als mit ihren Eltern. Im rasenden Tempo des modernen Lebens werden Ruhe, Geduld und die Zuwendung Erwachsener seltener, während der Fernsehapparat stets zur Ablenkung, Unterhaltung und Gesellschaft bereitsteht. Im Gegensatz zum Sehen ist das Lesen keine natürliche Reaktion bei Kindern mehr. Man braucht Geduld, Ruhe, Zeit und die hingebungsvolle Zuwendung von Erwachsenen, um das Entziffern von Buchstaben zu erlernen und Zugang in die Phantasiewelt der Bücher zu finden. Ich beschäftige mich mit Medien, aber in meinem Leben und im Leben meines Kindes wird die Tür zu Büchern und zu ihrem lebensspendenden, alternativen Weltbild immer offen stehen. Und wichtig ist, dass diese Tür nicht unbeachtet ins Schloss fällt, während Kind fasziniert auf den Computer oder Fernsehapparat starren. Darauf müssen Eltern achten!

Fazit

Mein Jahr in Deutschland war ein voller Erfolg: Ich habe – vor allem menschlich – sehr viel dazugelernt, viele neue Freunde gefunden und meine Deutschkenntnisse perfektioniert. Das Wichtigste meines Aufenthaltes sind jedoch die Kontakte, die ich im Laufe meiner Tätigkeiten in Deutschland geknüpft habe. Sowohl die Kontakte der Stipendiaten untereinander als auch die vielen geschäftlichen Kontakte, alles hat sich wie in meinen Vorstellungen entwickelt.

Während meiner Projektarbeit beim WDR hatte ich die Möglichkeit, hinter die Kulissen der Medienbranche zu schauen und im Team bei diversen Projektarbeiten eigenständig mitzuarbeiten. Meine Erwartungen an diese Projektarbeiten haben sich zu meiner vollsten Zufriedenheit erfüllt, theoretisch wie auch praktisch. Ich habe in sämtlichen Bereichen, wie Planung, Organisation, Herstellung und Abrechnung von FS-Eigenproduktionen mitgearbeitet. Darüber hinaus habe ich mich besonders für die Entwicklung des Fernsehens in Konkurrenz zu anderen Medien interessiert und mich darüber ausgiebig informiert.

Nach Beendigung der Gasthospitantz beim WDR arbeitete ich selbstständig mit anderen Firmen an weiteren Fernsehproduktionen. So übernahm ich im Rahmen einer Filmproduktion die gesamte Organisation und Co-Produktion der Dreharbeiten, wozu unter anderem Recherche und Durchführung vor Ort gehören. Des Weiteren habe ich meine Fachkenntnisse im Bereich Digital Prä- und Postproduktion über mehrere Monate vertiefen können. Ich werde mich weiterhin in dieser Richtung engagieren.

Hervorheben möchte ich auch die wichtige Funktion der Gastinstitution *-facts+fiction*, die mir bei der Realisation von Projekten sehr geholfen hat und bis heute als Ansprechpartner zur Verfügung steht. Ich bin dem ganzen Team der Firma sehr dankbar für die theoretische, praktische, aber vor allen Dingen auch menschlichen Unterstützung.

Ich möchte mich für die sehr gute Organisation aller Maßnahmen der AvH- Stiftung, die im Laufe des ganzen BuKa-Jahres angeboten wurden, bedanken. Vom ersten Vorbereitungstreffen im Heimatland bis hin zum Abschlusstreffen in Berlin war alles sehr gut und logisch organisiert. So wie ich es hier oft kennen und sehr zu schätzen gelernt habe: die klare deutsche Linie!

Das wunderbare kulturelle Begleitprogramm hat bewirkt, dass ich mir sehr schnell eigene Vorstellungen über Land, Leute und deren Mentalität machen konnte und es mir somit die Integration in die deutsche Gesellschaft erleichtert hat.

Das Programm eignet sich wohl am Besten für sehr selbständige Leute, denn der Alltag, die Unterbringung und alle anderen persönlichen Dinge der Stipendiaten müssen natürlich selbst organisiert werden. Deswegen wird auch den zukünftigen Teilnehmern Geduld und Hartnäckigkeit für Lösungen dieser nicht immer einfachen Probleme abverlangt.

Ich bedanke mich ganz herzlich bei der Alexander von Humboldt Stiftung für die edle und wichtige Mission: der Unterstützung von talentierten und jungen Führungskräften. Diese Unterstützung hat mit den wichtigsten Impuls für mein zukünftiges Berufsleben gesetzt.

Ich wünsche allen Stipendiaten, die nach mir an dem Buka-Programm teilnehmen werden, viel Mut, Erfolg und natürlich viel Spaß. Ich hoffe, dass sie ähnliche positive Erlebnisse haben werden, so wie ich sie gehabt habe. Vielen Dank.

Elena V. Obzhirova

Scientific and cultural exchange in the German Professional and Academic Environment

- Background: 5-year Honours Degree in Law, Far Eastern State University, Vladivostok, Russia (2000);
Senior lawyer in the largest Russian corporations (Novolipetsk Iron & Steel Corporation, Joint-Stock Company "Dalmorye-produkt")
- Project: Comparative legal analysis of anti-dumping laws & regulations of the European Union (Germany), Russia and China
- Currently: Senior Lawyer in Far Eastern Branch of Novolipetsk Iron & Steel Corporation (Vladivostok, Russia)

Scientific and cultural exchange in the German Professional and Academic Environment

Elena V. Obzhirva

To start with, I certainly would like to share my impressions from the first days of my stay in Germany, especially to take into account that my previous experience (both professional and economic) didn't give me any chance to come across German culture or even German language. (I attended intensive German courses in Russia before arriving in Germany and of course, my husband Anton and I were very pleased to take the opportunity to study German in Bonn from July to the end of August 2003.) Although my project would be conducted in English, I was looking forward to being a part of the German environment during the time of my research work in this country.

To get a clear picture of my first impressions, I think that it would be best to mention that as soon as my husband and I arrived in Bonn at the central railway station, at first we thought that maybe by mistake we had come to Turkey instead of Germany, as we saw a lot of Turkish people and very few Germans. The same evening I had the good opportunity to learn that for all these people, Germany became home because of historical reasons and that Germany is sure to be a multicultural country. Due to the loyal policy of German governmental authorities, many refugees and people experiencing major difficulties in their native countries had this unique opportunity to change their lives and move to Germany. Despite the fact that some German political circles consider the allowances paid to these foreigners to be a kind of burden on the national budget and taxpayers, I consider this aid to be of much importance, and this is really good that Germany appears to be so attractive to many people who in other situations would not have any chance to improve their lives. Although these measures are presently taken by the German government in accordance with the policy of the European Union in this sphere, pecuniary aid offered to these people in Germany is especially attractive, because it gives former refugees the chance to forget about many hardships that they experienced in their countries of origin. I would like to underline in this concern that this policy of Germany really deserves respect.

A good start for any relationship is to understand each other well enough. The intensive course of German in Bonn is worth mentioning, as it gave me the essential basis for improving my German skills in the future. The teachers did their best to give us more knowledge within such a short period of time and I suppose that they didn't try in vain. Reading newspapers and watching TV in German very soon let us get into the German way of life.

The more we studied German, the better our understanding of German culture became. No wonder that I will always remember those two months in Bonn and those two German cities on the Rhein: Bonn and Cologne. They are really unforgettable because of the beautiful nature, sightseeing on the banks of the Rhein, and the nice neighborhoods. Even the heat wave which rolled through Europe (and Bonn as well) at that time couldn't spoil the overall impression. My husband and I were happy to return to Bonn afterwards in June of 2004 to participate in annual meeting of Alexander von Humboldt scholars.

The cultural program in Bonn and Berlin prior to my departure for Bremen (the place of my research work in Germany) was rather diverse. The visit to the Russian Consulate General in Bonn (former Embassy of USSR) was likely to stick in the minds of both the Russian and American scholars, as the reception there was in the traditional Russian style, but with plenty of

formal attributes and some features of the Soviet past. The territory of the Russian Consulate General in some ways looked like the green parks that were common for sanatoriums in the former Soviet Union, and many of the Russian scholars noticed this similarity. The Russian shop, which the Russian Vice Counsel kindly showed us, gave each of us the chance to buy vodka of the highest quality as well as other hot drinks. I seized this wonderful opportunity to buy vodka of a special sort to present as a gift to my supervisor in Bremen, Prof. Dr. Hagen Lichtenberg. In contrast, the meeting in the American Consulate was rather informal, but nevertheless rather pleasant and interesting.

Visiting the organ mill was perhaps one of the highlights for me as well. The House of History, Schaumburg Palace – these places let us get a good sense of German historical events in the 20th century, especially in the second half.

Among the places that are really worth visiting, I would mention the Mauer Museum in Berlin, which gave me a new view on the German political events of 1991. A lot of details which I saw and read there are impossible to get without visiting this place. Many of the ways that people used in order to obtain freedom astonished me a lot. For instance, one invention that even now is used for military purposes appeared thanks to the original idea of fleeing to Western Germany underwater. Berlin proved itself to be a unique mixture of a modern and beautiful city, with some evidence of the Soviet past of its eastern part. Sometimes I had the impression that I happened to be in Moscow instead of Germany.

The arrival in Bremen and the meeting with my supervisor, Prof. Dr. Lichtenberg at the University of Bremen were both very pleasant and left the warmest impressions. Straight away I worked out the plan of my work, and the majority of my time I devoted to searching and analyzing the European legal regulative and practical materials. Decisions taken by the European Court of First Instance (CFI) and the European Court of Justice (ECJ) constituted the major part of the materials, but it became clear that in order to have a practical importance, this work had to be supported by German case analysis as well.

Work on my project began in September and in October, when my German colleagues invited me to go to the traditional Freimarkt Bremen. I was told that the beginning of the oldest German Fairground Festival reached back into the Middle Ages: On October 16, 1035, Emperor Conrad II granted Archbishop Bezelkin the right to stage a fair. This meant that the town was allowed to stage a fair twice a year. Without limitation or consideration for local trade, vendors and travelers could sell their wares as they wished. The festival privilege was renewed accordingly by every subsequent emperor. I took this wonderful opportunity to discuss details of my project with colleagues while raising a glass of beer at this Festival. Although Bremen appeared to be a rather cold northern German city, the atmosphere was very warm.

One morning I got a call from a journalist, who kindly asked me to share my impressions of academic life in Bremen. I almost forgot the day that he interviewed me until Prof. Lichtenberg told me that he had read a very interesting interview with me and asked when I had managed to become Prof. Dr. Obzhirova so soon after arriving in Germany. The fact was that the journalist wrote about me this way, and I promised Prof. Lichtenberg that as soon as I become Prof. Dr. Obzhirova, he will be one of the first persons to learn about this event.

Prof. Dr. Lichtenberg strongly encouraged me to meet with German professionals experienced in anti-dumping investigations, and I had the chance to learn more about German lawyers' approach to dealing with legal matters, their accuracy and their attention to detail. It was especially interesting to get such experience after my former joint work with U.S., Chinese and

Korean lawyers. That time I could compare their legal traditions and behavior with German ones. Comprehensive legal analysis and discussions with colleagues in March 2004 were accompanied by my looking forward to our study trip throughout Germany.

Early spring of 2004 in Germany wasn't very warm, depending on which areas in Germany you take into account. Regardless of all this, the variety of places we visited would probably meet everyone's wishes. Dresden and Meissen from my point of view seemed to be the most exciting, due to their architecture and the many places worth seeing. And of course, I suspect that not even one of us remained indifferent to our visit to the Staatliche Porzellan-Manufaktur Meissen. I don't think, however, that many of us wanted to buy something special there (for instance, a large vase with many various handmade flowers), but that was only because such a beautiful item could not be carried safely during our trip. And I forgot the major reason: the not very low price (certainly, I am joking here, as very few of us could afford to buy these very beautiful handmade items, but there is no doubt that the price definitely corresponded to the value of all these masterpieces).

The Schwarzwald area was more than amazing, and I remember we took a lot of pictures during those couple of days. The meeting in the Bundesverfassungsgericht in Karlsruhe was sure to be the most useful for scholars with a legal background, as well as for all the others interested in the German legal procedural approach. The discussions devoted to different cases we heard there seemed to me very fruitful. Brussels gave us the chance to visit the European Commission and to learn much more about the legislative processes taking place there. Although we were unfortunate in that we had one unpleasant incident at the Brussels international airport, this in no way can outweigh the very pleasant impressions from this trip as a whole.

As for the incident itself, I find it useful to cover it here in order to warn new scholars about situations that can happen with anyone in international airports (as well as in any other ones). The fact is that Brussels airport officials tried to steal my luggage, as unlikely as that may sound. As soon as I told them that if they did not return my bag, I would call the police, I got my belongings back immediately. Having had such an experience with the Belgian branch of Lufthansa, I would strongly recommend to new scholars not to put any expensive items into the bags that you do not take with you as hand luggage. And if you do, be sure that you insure it.

Speaking about the research side of my stay in Germany, I would like to emphasize that the work on my project was rich in new experiences and interesting contacts. I am especially grateful for the help and advice from Prof. Dr. Hagen Lichtenberg and Prof. Dr. Josef Falke, whose recommendations were essential to the successful completion of my project.

Precise insight into both the material and procedural anti-dumping regulations of the European Union let me discover that even contemporary anti-dumping measures in the European Union are imposed only upon the completion of certain procedures and after approval by all the Member States. This gives Russian producers much more room for negotiations at this stage, prior to the imposition of any restrictive measures. In China, anti-dumping measures (including preliminary ones) are imposed in a less complicated way, even after China joined the WTO and after unification. The deep connection between governmental structures and major producing corporations in China significantly influences the process of making decisions. Sometimes this makes dialogue with Chinese authorities less equal but possible, as was confirmed in practice more than once.

As for the problem of the European Commission imposing stiff penalties on exporters that do not maintain price equality, I considered them carefully as well, taking into account the approaches

of European economists and lawyers, who refer to price equilibrium in this concern. This was followed by a comprehensive analysis of cases when anti-dumping measures take the form of a duty or a price undertaking. This is strongly connected with two alternative objectives – to pursue the interests of E.U. producers or “community” interests. I examined and analyzed the issue of price undertakings and dumping margin calculations and their implications for solving anti-dumping disputes in a peaceful way, both from the positions of Chinese and E.U. laws, as well as from the position of the WTO anti-dumping agreement. In light of such distinctive features of the E.U. anti-dumping law as anti-circumvention anti-adsorption, I also analyzed additional investigations in comparison with Chinese anti-dumping law.

Within the course of my work, I examined legal documents of the European Union and China, decisions and regulations of the European Commission and the Council of the European Union on dumping cases involving Russian products, as well as decisions taken by the European Court of First Instance (CFI) and the European Court of Justice (ECJ), where the Council’s or Commission’s decisions and regulations can be challenged in accordance with Article 173 of the European Union Treaty. I compared them with the respective decisions of the Chinese Ministry of Foreign Trade on anti-dumping cases, in order to verify the trends and to formulate possible ways of compromise. I also studied protocol on the accession of China to the WTO, its contemporary status as a country with a non-market economy, and compared it with the possible Russian status in the case of Russia’s accession to the WTO. All this data was processed within the framework of WTO anti-dumping regulations and the way in which they are applied by E.U. countries and China.

All these materials, together with articles by leading European analysts, were being systematized and summarized step by step, in order to be transformed into results over the course of my project. The difference between the European and Asian approach to the protection of domestic producers appeared to be significant enough, and I needed to illustrate these distinctive features with sound practical examples.

Prof. Dr. Hagen Lichtenberg and Prof. Dr. Josef Falke suggested that in order to give a practical character to the results of my work, they needed to be supported by data from official organizations involved in anti-dumping issues in Germany in precise connection with German anti-dumping policy. I discussed my project with lawyers from Hamburg and Bremen who specialize in the sphere of my research, and they also encouraged me to work in close contact with competent German authorities, in order to get familiar with the German legal practice in this concern. Then I could include the results of this analysis into my project with the aim of helping Russian and German procurers find points of contact in the sphere of anti-dumping.

After taking all the necessary steps, I got a unique opportunity to get the essential practical data from such institutions as the Federal Cartel Office of Germany (the German national authority responsible for the protection of competition), the Federal Agency for Foreign Trade Information (the structure which possesses the economic and legal information about Germany’s foreign trade), the German Monopoly Commission and the Department for Trade Affairs of the German Ministry of Economics. Precise insight into the latest trends in anti-dumping protection for German producers was impossible without this collaboration and the verification of the main points of my recommendations.

To sum up, I particularly want to mention the annual meeting of the Alexander von Humboldt scholars and especially the travel on the Rhein, which was organized for all the participants. Sharing impressions and news with colleagues took place in such a friendly atmosphere, that we left Bonn with the slight feeling of sorrow that this welcome reception had already finished.

Unfortunately, because of very serious illness, I couldn't participate in the July meeting with German Chancellor Gerhard Schroeder. This was really a difficult time for my family and me. And I take this opportunity to express my deepest respect and gratitude to Frau Rebecca Schmitz-Justen, whose help during those several days I had to spend in Berlin is really very difficult to overvalue. I am also very grateful to Dr. Steffen Mehlich for his understanding and kind support. As soon as I got all the necessary treatment, recovered, and arranged my family matters, I had the opportunity to continue work over the final stage of my project in Bremen, which has been completed successfully.

I thank God that he has given to me this unique chance to work on my research in Bremen and to have such an unforgettable experience of life and cultural exchange in Germany. It is unlikely that you could find any similar program in another country, and I believe that we are really lucky to have become members of the "Humboldt family".

Ghada Qaisi Audi

**– Five hundred twenty-five thousand six hundred minutes –
How does one measure a year?**

Background: B.A. in Political Science and Spanish, University of Kentucky, (1994);
M.A. in Modern Middle Eastern and North African Studies, University of Michigan, Ann Arbor (1997);
J.D., University of Richmond School of Law (2000)

Project: Islamic Family Law in Western Legal Systems: A Survey of German and American Approaches

Currently: Dozentin, Rechtswissenschaftlichen Fakultät, Weiterbildungsstudiengangs Wirtschaftsjurist, Universität zu Köln

Five hundred twenty-five thousand six hundred minutes – How do you measure a year?

Ghada Qaisi-Audi

An der Universität zu Köln

I am writing this piece from my office at the *Institut für internationales und ausländisches Privatrecht (IPR) der Universität zu Köln* while humming the lyrics to the song, ‘Seasons of Love’ from the musical RENT... Five hundred twenty-five thousand six hundred minutes – How do you measure a year? The faculty of law is divided into various chairs, departments, or institutes that are spread out around campus, though many are concentrated in the main university building or *Hauptgebäude*. My host institute is located a short walk from the main building, next to the Italian Consulate, and across from the Japanese Art and East Asian Art museums. The IPR building houses about five other law institutes, all with an international focus. The institute maintains its own library—three floors of stacks in the basement of the building, with other resources shelved within the institute’s many offices. Most of the *Zeitschriften* that contained the published case decisions I have been working with were virtually at my fingertips, since they are shelved directly in my office.

The institute’s employees are a group of young *Mitarbeiter*, most working part-time and completing their *Doktorarbeit* projects the rest of the time. I had a shared office, and my office-mate changed throughout the year, so I got to know several colleagues quite well. I always had someone to ask about research questions that would arise, or how to find a case that I needed.

My office has a magnificent view, overlooking a small man-made lake, and in the backdrop is the city skyline with the *Kölner Dom* proudly towering above the office parks and commercial buildings. Fall is the best time of year to take advantage of the scenery, as the trees are changing color and shedding their leaves, and the view to the *Dom* is virtually unobstructed. October is also the start of the winter semester, and new life is fed into the campus that is nearly devoid of undergraduate students in the summer months. The espresso wagon that parks in front of the Italian Consulate is back on the street just outside my building. It’s pretty much impossible to walk down the main university streets without being run over by a bicycle. After being here a year, I navigate the campus with ease, and I know that I will miss being here when my *Stipendium* comes to an end next month.

The Buka Program: Seminar, *Studienreise*, Final Meeting

The Buka year started for me the first week of July with the beginning of the intensive language course. It was an unusually hot summer in Bonn and the small classroom at the *Institut für Sprachvermittlung* often got a bit uncomfortable. There were not many options for lunch or snacks near the school because most of the big office complexes have their own cafeterias. Some of us lunched at the nearby *Deutsche Post* Tower cantina across the street, until about four weeks into the course, when we were met by a guard who informed us the policy had changed and non-employees were no longer allowed. There went the 11:00 a.m. *Kaffeepause* too! The *Deutsche Welle* cafeteria became the backup plan. Occasionally on Fridays, my class would splurge a little and head to the *Rheinaue* restaurant, just behind the *Post* Tower. We sometimes convinced our language instructor to meet us there for lunch, and then we continued the last hour-and-a-half session outdoors, enjoying the fresh air. Intensive language training means exactly that—an intensive dose of language in a concentrated period of time. With some confidence that I had

grasped the basics of German, it was time to test my language skills during the four-week seminar program.

We were a very diverse group within the respective American and Russian groups, and thus as a whole. At the beginning, I found language was sometimes a barrier to my contact with my Russian colleagues, but that wore off in time. During the introductory seminar, I found it very challenging to not understand everything being said during the lectures or to have to rely on others for translations. I truly enjoyed our time in Berlin and took every opportunity after our meetings to hop onto an U-Bahn or S-Bahn and explore the city. Most of the cities in which I had lived in the United States did not have very good public transportation systems, so it gave me a sense of accomplishment to have traversed many parts of Berlin totally by foot, U-bahn, or S-Bahn. By the time we all reassembled for the *Studienreise*, the language barriers had further eased, but the stress of travel and constant movement made the trip, in my opinion, a sort of endurance test. We traveled by train, plane, bus, S-bahn, and taxi. We were also a much larger group of almost thirty, since spouses were also invited to attend. I found many of the stops on the trip interesting, but at times it was sensory overload, and I did not feel much of a connection between my interests and the planned itinerary.

The final meeting in Berlin in July was for me the most enjoyable group function of the entire program. I could follow the lectures and participate in the question-answer sessions, communicate more freely in German with my colleagues, and the trip was short (though jam-packed with events) and sweet. We were probably all a little euphoric to have met the Chancellor, albeit just for the photo-op, and somewhat nostalgic that the Buka-year was soon coming to an end. In between the group events, I managed to see a few of my colleagues as they were passing through Bonn or Köln to attend lectures or to give a talk, and I managed to visit a couple of colleagues in their host city.

Getting Started

My first week at Uni-Köln was filled with getting introduced to staff members and the library, and some other less pleasant bureaucratic measures, like trying to get enrolled as a student a week into the start of the semester. Once I pleaded for assistance from my institute, the process at the *Akademisches Auslandsamt* was shortened and I was enrolled. That meant I could commute by train for free, eat at the *Mensa*, and audit any course I wanted, including sports courses. I credit my *Uni-Yoga* course for how I learned to say in German all the parts of the body and the many ways to move, bend, extend, flex, relax, and breathe.

The first several months I spent with the copy of Dietl/Lorenz, *Wörterbuch für Recht, Wirtschaft und Politik* permanently opened on my desk. My mentor had put me in contact very early on with two scholars who provided me with some English source materials on my topic. From one article, I gleaned how to find the cases I was looking for, because at the end of the article was an excellent appendix with the full name of the *Zeitschrift* next to the abbreviation. Soon after, I learned how to use electronic databases to plug in my research terms and generate additional case citations. Within a few months of being at the institute, I started to meet scholars and researchers in other law departments. I owe a great deal to my friend Anne Sanders, a *Doktorandin*, for meeting to discuss numerous cases with me, especially domestic German law cases resolving a concept found in Islamic law (such as *Mahr*) with no comparable German law equivalent. My mentor, Prof. Dr. Hilmar Krüger, was always there with an open door, dropping off articles on my desk, or willing to send an introductory email or letter to scholars around Germany. I am indebted to him for his help this past year.

Making Progress

I spent a good deal of time getting familiar with the complex international private law provisions contained in Articles 3-46 of the Introductory Act to the Civil Code (*Einführungsgesetz zum Bürgerlichen Gesetzbuch* or *EGBGB*). Since nationality is the main connecting factor in conflict of law cases concerning all matters of capacity of natural persons, all domestic relations and family law matters, and inheritance, the German private international law provisions refer to many situations in which the law of a foreign legal system will be applied by the German court to resolve a case. Germany has about seven million non-citizen residents. In practice, courts apply foreign law to cases on a daily basis. I have been looking at family law cases (i.e., marriage, divorce, child custody) in which the foreign law to be applied is Islamic law. In many cases where the parties are non-citizens, they have nonetheless lived in Germany for extended periods of time, often decades, and have ordered their lives under German laws, yet the law of their county of origin would apply to some of the most intimate details of their lives, such as dissolution of marriage, child custody, and inheritance rights. Often, many such individuals do not wish to give up their foreign citizenship, but would be required to do so in order to acquire German citizenship.

An overriding principle of the international private law rules is that the law of an individual's citizenship should continue to be applied when the person crosses borders. The logic behind the rule is the need for recognition of judgments in the foreign country of origin. This protects individuals who have organized their private affairs in accordance with the dictates of a given legal system, even when the individual resides outside that legal system. Contrary to this goal, the forum state has great interest in applying uniform law to all persons resident within its borders.

Additionally, the application of foreign law is subject to the *ordre public* or public policy proviso in Article 6 of the EGBGB. If the application of the foreign law would lead to a result that is patently incompatible with basic principles of German law, including fundamental constitutional rights, and there is a sufficient connection to Germany, that law may be rejected on public policy grounds. In such an instance, the courts try to fill the gap using other provisions of the relevant foreign law. As a last resort, German law will be substituted entirely in place of the relevant foreign law. By invoking public policy, the court is sometimes taking the easy way out. The invocation of public policy raises some difficult questions—what is the forum's public policy, why should it prevail over that of another state in the particular case? The issue is coming up with more frequency in cases where the foreign law is rooted in Islamic law, especially in family law and inheritance issues.

Another interesting question arises when the German court is faced with characterizing a legal concept under foreign law that may not have an exact equivalent under German law. The foreign legal institute will be characterized according to the categories of German private international law in conflict of law cases. An example regarding *Mahr*, or Islamic dower, illustrates the complexity of applying this rule and the necessity for a good understanding of the foreign legal concept. For instance, *Mahr* can be characterized as a question of inheritance in a case involving the death of a spouse, and the law of nationality of the deceased would apply. It can also be characterized as an institution that guarantees support and financial security for the wife in case of divorce, thus triggering analysis as to whether it is a question of (a) marital property, i.e., a substitute for the community of surplus marital property regime, or (b) maintenance, i.e., a substitute for maintenance. It has also been viewed as a question of personal effects of marriage. The characterization analysis is undertaken on a case-by-case basis.

Questions concerning Islamic family law also arise in domestic cases where the court is applying German law. Again, in these cases, the court is grappling with how to characterize concepts that are not found in German code provisions. In these cases, the courts are taking into account the cultural-religious background of the parties, but what can sometimes occur is that rather than taking into account the intent of the parties who have entered into the agreement, the court is imputing the legal culture of a foreign legal system as the understanding of the parties. As with the international cases, the first point of analysis is how to properly characterize the function of *Mahr* with an equivalent German legal concept. Each function alluded to by a court might prompt a different analysis by a German court attempting to understand it in German legal terms, leading to inconsistencies among decisions and frustration among Muslim parties who may have interpreted *Mahr* differently than the court.

Some Highlights

Several highlights made the Buka year all the more memorable. The Director of the Institute offered a block-seminar course in *Sommersemester 2004*, titled *Religiöses Recht vor deutschen und U.S.-amerikanischen Gerichten* (read: my topic), and I assisted with formulating research topics and helping the students who chose U.S. law topics to conduct their research using U.S. sources. At the end of the semester, the students presented their papers and I participated in the discussions and helped assign final grades. By being at the right place at the right time, I was offered the unique opportunity to teach a course on U.S. law. During the *Sommersemester 2004*, I gave a two-credit seminar course on U.S. Employment and Labor Law to students in the *Weiterbildungsstudiengang Wirtschaftsjurist (L.L.M.)* program. It was an amazingly rewarding experience and another opportunity to get some comparative exposure to German law. Later in the Buka year, I presented my research to the law section of the *29. Deutscher Orientalistentag* in Halle (Saal), Germany. The specialized audience was made up of German judges, lawyers and scholars working on Islamic law topics who were interested in learning how U.S. courts have been adjudicating similar cases. Just in the last several weeks, a new project has come along--an opportunity to jointly publish an English translation of the EGBGB international private law provisions. This task I took up readily, since for the past year, I have already been doing my own translating for my research purposes. I am surprised how few resources on German international private law are published in English.

Some Observations

I should note an observation that became apparent to me from the very beginning of the Buka year, starting at the orientation seminar. It gave me some idea how any project dealing with Islam might be perceived in the post-9/11 climate. I was asked by one of the Bukas from the ten-year class about my topic. When I replied that my topic was Islamic family law issues adjudicated in German and U.S. courts, I was immediately asked if I'd heard about the *Kaliph von Köln*, a terrorist leader who Germany finally deported back to Turkey in October 2004. Of course, the *Kaliph* has nothing to do with my project, but somehow political Islam seemed to enter into the discussion whenever I spoke about my topic. I followed from time to time with curiosity some issues concerning Muslim citizens in Germany, namely the *Kopftuch* debate and the firing of a *Beamtin* school teacher because she refused to remove her headscarf in the classroom. Although the highest German court held that there was no State law that prohibited her from wearing a headscarf, and thus that she was wrongfully terminated, the end result was that the State immediately passed legislation banning religious attire.

Another telling example of how anything 'Islam' has some political association, I recall our visit to the *Auswärtiges Amt* to hear about the Islam-Dialogue project. Our speaker mentioned that the

project's aim is focused on finding the source of international terrorism that is being waged in the name of Islam. At the end of the talk, I had to comment. I pointed out to the speaker that it was surprising to hear that that was the focus of what is called the Islam "dialogue" and suggested that maybe the Foreign Ministry should take note of the over hundred-year-long tradition of German scholarship on the Islamic world and take academics' work into account in having a real dialogue with the Islamic world, and to let specialists on terrorism study terrorism from every possible aspect. Fast forwarding to the conference in Halle, a representative from the *Bundeskanzleramt* gave a keynote address titled "*Der islamistische Terrorismus zwischen Islam und Politikwissenschaft*" and told the audience of academics and scholars of every aspect of *Orientalistik* that, rather than being merely exotic, now was the time to rise to the occasion and study terrorism, since the audience members were already equipped with language skills and regional knowledge. A few comments at the end of the talk indicated that some audience members embraced the suggestion. With increased budget cuts looming at all German universities, perhaps the government's interest will factor into determining what scholars will be studying. The message, ironically, was exactly the opposite of what I was trying to get across at the *Auswärtiges Amt* exactly one year before. May academic freedom continue to ring.

Would I do it again?

Considering that I had moved countries, married, switched from law firm life to academia, learned a new language, carried out a research project in a different legal system, taught a course, set up house with my husband, and traveled extensively, I can say my *Buka* year was filled with non-stop excitement. In fact, the language program started the day after my husband and I returned from our honeymoon trip. I was fortunate to have my husband and the comfort zone of our home-life, not to mention the benefit of having his family close by and a network of acquaintances to help me through the tougher times. To answer the question, I would absolutely do it again, in a heartbeat!

To end on a light note, I wanted to recount some anecdotal observations of everyday 'things' everyday things that made the experience of living in a foreign country all the more memorable. *Kaffee und Kuchen*, *Mändelhornchen*, *Müslireigeln*, and every variety of baked goods. The walk/don't-walk traffic light symbols are different once crossing the street into the former East Germany. Separating trash into paper, plastic, biodegradable, and waste. Purchasing baking soda at a pharmacy instead of the supermarket. Ringing the bell on my bike to signal I want to pass another biker or pedestrian. Being scolded by pedestrians for inadvertently being on the pedestrian walkway with a bike. Grocery stores that are now open until 8:00 p.m. and some extended shopping hours on Saturdays, but still no shopping on Sunday.

Eden Cloud Savino

– Atlantic Crossings – Lessons from Germany on Prostitution Reform, Criminal Justice, and Public Health

- Background: B.A. in Government, Connecticut College, New London, Connecticut (1998);
M.P.P. Johns Hopkins University, Baltimore, Maryland (2003)
- Project: Atlantic Crossings: Lessons from Germany on Prostitution Reform, Criminal Justice, and Public Health
- Currently: Policy Analyst, Washington, DC

Atlantic Crossings – Lessons from Germany on Prostitution Reform, Criminal Justice, and Public Health

Eden Cloud Savino

I originally came to Germany to examine why the whore movement here seemed much more unified than the one in the United States. I quickly learned I had a false impression. What follows is a brief look at Hydra and its biannual Whore Congresses, one of my first experiences during my Humboldt year. I hope this overview provides a glimpse both into my host agency and into the German whore movement.³⁰

Introduction

Hydra, founded in 1980, is the first “whore”³¹ organization in Germany.³² Since 1985, it has hosted and/or participated in biannual Whore Congresses (WCs).³³ These congresses, attended by current and ex-prostitutes, social workers, and service providers catering to prostitutes, lay the foundation for the German whore movement. At these meetings, the attendees create the whore movement’s platform, including statements on rights; raise and discuss current issues for prostitutes; and hold press conferences to increase public awareness of prostitution related issues.

Overview of Hydra: Its Services, Funding, Staff, Clients, and Location

Services

Hydra serves as both a counseling center and lobbying/information group for prostitutes. Primarily, Hydra is a meeting point and counseling center for women involved in prostitution. They counsel women on the following issues: entering/leaving prostitution as a profession, legal matters, partner and family conflicts, HIV/AIDS and other health issues, violent situations and other crises, and debt and taxes. They also escort clients when applying for social services and other welfare support and escort migrant women to embassies.

As a lobbying/information group, Hydra works in a variety of areas. In concert with the Green Party, Hydra was instrumental to the 2002 changes to German laws decriminalizing prostitution throughout the country.³⁴ It develops materials for educating both its clients and the public. It advocates on behalf of trafficked women and Migrantinnen. It educates the police, teachers, medical professionals, and others on the situation of prostitutes. Finally, it is part of a network of national and international organizations that work with prostitutes. Twice a year, Hydra hosts its “Whore Congress,” where women from the EU and elsewhere come to create a semiannual “Whore Platform.”

³⁰I have tried to translate everything faithfully. However, I provide the original German where I can so that my mistakes and misunderstandings are open to your scrutiny and ridicule.

³¹Much debate exists concerning the word “whore.” I use it throughout this paper because I believe it to be an exact translation of the German word, *Hure*, which the women at Hydra use. The participants and organizers of the Whore Congress named it, in German, the *Hure Kongress*.

³²Hydra pamphlet, “Hydra: Meeting and Counseling-Center for Prostitutes.”

³³I refer throughout this paper to the Whore Congresses as WC followed by the number. For example, the third Whore Congress would appear as WC3.

³⁴Personal communication, Fredericke Strack, July 2004. The law is “Gesetz zur Regelung der Rechtsverhältnisse der Prostituierten (Prostitutionsgesetz-ProstG),” Bundesgesetzblatt Jahrgang 2001 Teil I Nr. 74, ausgegeben zu Bonn am 27. Dezember 2001, s. 3983.

Hydra offers the following services:

- ☒ Weekly community breakfast attended on average by six women;
- ☒ Organization or attendance of biannual Whore Congress;
- ☒ Individual counseling, either in person or on the phone;
- ☒ Streetwork, where counselors collect addresses of bordellos from newspaper advertising and visit women where they work;
- ☒ Group counseling;
- ☒ A “Free Box” with free second-hand clothing and accessories, including items such as makeup, garters, and fishnet stockings;
- ☒ Library with c. 500 books, most of which are in German, but also in English and Dutch. Included in the collection are theses written on the topic of prostitution that the authors donated, journals, and novels featuring prostitutes as characters; and
- ☒ A quarterly newsletter written by the staff highlighting issues relating to prostitution, ranging from tax advice to syphilis rates, distributed to a mailing list of approximately 150 names.³⁵

According to Hydra’s records, counseling accounts for over 40% of their work.³⁶ Of the women who came for crisis counseling in 2002, 90% wished to leave prostitution.³⁷ Hydra traditionally sees more women who would like to leave prostitution than to become a prostitute.³⁸

As an information clearing-house, Hydra collects and disseminates information from other groups of prostitutes, government organizations, and health clinics, as well as offering a community board to advertise shared housing or openings for prostitutes.

Of the information distributed, the most popular languages³⁹ after German are, alphabetically: English, Polish, Russian, and Thai.

The office also keeps a supply of brochures on safer sex and job safety in the following languages, also presented alphabetically: Albanian, Bulgarian, Czech, French, Hungarian, Portuguese, Romanian, and Spanish.

Funding

Since 1985, Hydra has received public funds for its counseling center.⁴⁰ Hydra’s funding comes entirely from public sources: the Frauensenat (the Commission on Women), the Gesundheitssenat (the Health Department), and through LaBAS, the Landesverband der Berlin AIDS-Selbsthilfegruppen (Berlin’s AIDS Commission). According to the woman in charge of accounting, Andrea Petsch,⁴¹ the budget varies from year to year.

³⁵Hydra e.V., “Sach- und Qualitaetsbericht 2002; Projekt: Aidsberatung fuer Prostituierte.” Annual report submitted to the Gesundheitsamt, p.4.

³⁶40.13% of their time. Hydra e.V., “Sach- und Qualitaetsbericht 2000 von Hydra e.V.” Annual report submitted to the Senate on Women, p.14.

³⁷Hydra e.V., “Sach- und Qualitaetsbericht 2002; Projekt: Aidsberatung fuer Prostituierte.” Annual report submitted to the Gesundheitsamt, p.18.

³⁸Hydra e.V., “Sach- und Qualitaetsbericht 1999 von Hydra e.V.” Annual report submitted to the Senate on Women, p.10.

³⁹Hydra’s records of the number and type of materials it hands out do not show how many of each language it distributes. However, this list of languages shows the languages for which the most materials exist and that the office considers necessary to have always available.

⁴⁰Hydra e.V., “Hydra, Meeting and Counseling-Center for Prostitutes,” Pamphlet.

⁴¹Personal communication, Andrea Petsch, January 27, 2004.

Staff

Hydra is open to the public—women only, for at least 16 hours per week: Monday, Tuesday and Friday from 10 AM to 2 PM and Thursdays from 4 PM until 8 PM. Men may come during public hours by appointment. Wednesdays the office is closed with the intent that the staff should conduct its outreach and streetwork on this day. The staff are often in the office other hours. Hydra’s staff consists of social workers, a public relations person, and also support staff. Some of the staff has experience working as prostitutes.

The office does not have a formal hierarchy. Instead, management decisions, such as hiring, are discussed and shared. This occurs at weekly staff or “team” meetings. There are two such teams, one for the counselors and the other for the interns and office assistants.

Clients

Little data is collected and shared on Hydra’s clients. The following gives an impression of their client base:

- 7% are 13-18 years old,
- 32% are 19-29 years old,
- 43% are 30-40,
- 17% are 41-50, and
- 1% is over 50.

Fourteen percent of Hydra’s clients are Migrantinnen.⁴²

Hydra writes the following about its general target population:

- 67% are 18-35 years old,
- 24% are 36 and older, and
- 9% are under 18 years old.⁴³

In addition, Hydra estimates that of its target population, 40% are Migrantinnen.⁴⁴

Location

Hydra is located in a mixed commercial and residential area in a commercial building. The area is not one with a high traffic of prostitutes. It is easily accessible by public transportation.

Description of the Whore Congress Data

The data comes from Hydra’s binders of materials its participants (staff members) collected while in attendance at each of the Whore Congresses. Hydra has some materials and notes from every WC except for the third. All of these congresses were held in Germany and run by German groups with the exception of the second, which was held in Brussels and hosted by the International Committee for Prostitutes’ Rights (ICPR). Hydra held the first WC in 1985 in Berlin.

⁴²Hydra e.V., “Sach- und Qualitaetsbericht 2002; Projekt: Aidsberatung fuer Prostituierte.” Annual report submitted to the Gesundheitsamt, p.14.

⁴³Hydra e.V., “Sach- und Qualitaetsbericht 2000 von Hydra e.V.” Annual report submitted to the Senate on Women, p.8.

⁴⁴Hydra e.V., “Sach- und Qualitaetsbericht 2000 von Hydra e.V.” Annual report submitted to the Senate on Women, p.8.

The Who, What, When, and Where

A network of groups exists that takes turns hosting the meetings. They have run semiannual meetings almost every year from 1985 until present.⁴⁵ The location and hosts change with every meeting, though some hosts, as one can see below, have held the event more than others and HWG hosted the WC two meetings in a row.⁴⁶ The following is an alphabetical list of the 17 different official hosts with the number of times they have hosted the Congress if it was more than once:

- ☒ Bathseba
- ☒ Cafe Sperre
- ☒ Cinderella
- ☒ Heinrich Boell Foundation (with Madonna)
- ☒ HWG (3x)
- ☒ Hydra (5x)
- ☒ ICPR
- ☒ KARO
- ☒ Cassandra (3x)
- ☒ KISS
- ☒ Madonna (3x, once with Heinrich Boell)
- ☒ Messalina
- ☒ Mimikry
- ☒ Nitribitt (5x)
- ☒ Phoenix (2x)
- ☒ Straps and Grips (2x) and
- ☒ Tamara

All of the organizations are groups working directly with prostitutes except for the Heinrich Boell Foundation. This is the foundation associated with the Green Party⁴⁷. They co-hosted the 31st WC in 2002, the same year that the prostitution laws in Germany changed. As stated earlier, the Green Party was instrumental in helping the whore movement achieve its goal of legalizing prostitution in Germany.

The Whore Congress Data

The Congresses have a fairly regular format. They usually open with a dinner, have a series of three to five working groups meetings over the course of two days, a party, and a press conference. What I have done is to look at the programs of each of the Congresses and, when available, other information that would have been distributed to all participants, and created categories describing the topics of each of the sessions or working groups.

I started by making assumptions about issues that the WC would raise and then continually revised the topics as I found new ones emerging. As a rule, once a topic was discussed three times, it became its own category.

The following are the topic categories I created. They appear in order of the most to least frequent and are followed by the number of times they were featured:

⁴⁵The exceptions are 1985, 1988, 1990, 1991, 2001 and 2002, when the groups held only one meeting.

⁴⁶WC23 and 24 in 1997 and 1998.

⁴⁷www.boell.de accessed on July 20, 2004.

- Law/Rights (23x)
- Lobbying/Political Activity (18x)
- Beruf (12x)
- Mental Health (11x)
- Migrantinnen (10x)
- Experience Exchange (10x)
- Drugs (7x)
- Health (other/general) (7x)
- AIDS (6x)
- Violence (6x)
- Insurance (5x)
- Legalization (4x)
- Male Prostitutes (4x)
- Condoms (3x)
- Feminism (3x)
- Pricing (3x)
- Taxes (2x) and, finally,
- Other (19x), containing those topics that appeared only one or two times.

In addition, I noted when the WC held a press conference (23x) or voted for a Wild Card Delegation (7x) and kept track of conflicts that resulted in either open letters to the attendees or in sessions in the following WC.

These categories require some explanation. For example, the 4th WC featured a discussion with a lawyer about what to do in a raid, which clearly falls into the “Law/Rights” category. However, topics often overlap. WC6 had, for example, a discussion, lead by a lawyer, on health politics against prostitutes.⁴⁸ Such a discussion results in a mark for “Law/Rights,” “Lobbying/Political Activity” (since part of the discussion is how to change these laws), and, finally, “Health (other/general),” since the session was ultimately about health care.

The topic “Beruf” is also a little more complicated. Beruf is German for profession. Early in the whore movement, the organizers started a campaign to have prostitution recognized both legally and socially as a profession. By WC5, participants discussed the pros and cons of this Beruf movement. This was a specific, discreet activity, so this category encompasses discussions for this campaign only.

Some topics started out in one category along with other topics, but later evolved into their own categories. For example, I decided to make “Legalization” its own category outside of “Law/Rights” and “Lobbying/Political Activity,” because “Legalization,” as a discreet, independent topic, arose four times. As stated, as a rule, anything featured more than three times became a theme.

Other categories are straightforward, using verbatim the words used to describe a working group or session, for example, the themes “Experience Exchange” and “Drugs.” A number of WCs featured sessions simply named “Prostitution and Drugs” (WC5 and others) or “Experience Exchange” (WCs17-20 and others). The latter category comes from sessions on Erfahrungsaustausch. These sessions were sometimes open only to active prostitutes. For example, at WC17 in 1994 hosted by Hydra, the session on experience exchange was open only to those who identified themselves as current prostitutes.

⁴⁸WC6 session, “*Gesundheitspolitik gegen Prostituierte.*”

The category “Mental Health” deals almost entirely with the desire to train counselors to provide appropriate care to prostitutes. For example, at WC27, there were two sessions on this topic. The first reflects the theme in general with the title, “Professionalizing Social Work in Counseling Centers for Prostitutes.”⁴⁹ The latter falls more into the category of “Migrantinnen.”

The theme of “Migrantinnen” often appeared in overlapping categories. For example, WC27’s session “Counseling Work with Migrantinnen in Sex Work”⁵⁰ straddled “Mental Health” and “Migrantinnen.” Likewise WC21’s session on foreign women prostituting in Germany included discussions that fell under “Law/Rights” and “Health (other/general).”

I believe the remaining themes are self-explanatory (“Pricing,” referring to discussions on how much prostitutes should charge clients; “Feminism,” covering discussions of the role of prostitutes in feminism and vice versa; “Violence,” featuring discussions about violence against prostitutes; etc.). However, the category “Other,” with 19 entries, deserves some further exploration.

The following list highlights some of the different topics placed in the “Other” category:

- ☒ The fall of the Wall featured in WC10 in 1990;
- ☒ Underage prostitutes came to the attention of WC14 and 21 while, at the other end of the spectrum, WC16 discussed sex in old age;
- ☒ WC20 offered a course on self-defense for women by women;
- ☒ Women learned styling and wardrobe tips in WC23;
- ☒ Those attending WC19 and 26 learned how to do S/M work; and
- ☒ Finally, WC30 and 31 discussed standards in prostitution including qualifications for prostitutes.

Two topics that started in “Other” but moved into their own categories are “Male Prostitutes” and “Pricing.” However, looking at the list above, there may be other categories lurking in “Other.” For example, using my rule of three, one could, perhaps, take the two sessions on S/M and the one on styling and create a category for business expansion or improvement, or, adding to that standards and qualifications for prostitutes, a new theme of professional development could emerge.

Data Caveats

Before continuing into the discussion and analysis, I must note the problems and shortcomings of this data. The data I use is not complete. Some (WC 11, 12, 22 and 28) of the programs just say “working groups,” but do not include a list of those groups. When those groups are included or when a write-up is attached, much more information emerges. For example, the 1988 Hydra meeting did have discussions about drugs, but that was not an explicit topic included in the program.

The topics can only reflect the descriptions of sessions or what the organizers hoped to discuss. What they cannot show is what was actually discussed during the sessions. For example, AIDS appears only six out of a possible 33 times. That does not mean that it was not discussed at every WC; it only means that it was only included in a session’s description six times.

⁴⁹WC27 session, “*Professionalisierung der Sozialarbeit in Beratungsstellen fuer Prostituierte.*”

⁵⁰WC27 session, “*Beratungsarbeit mit Migrantinnen in der Sexarbeit.*”

Finally, the topics are not balanced. There is no way to see whether one was more popular than another. If one had attendance records, one could see which sessions were the most crowded. Or, if one had notes, one could see which session ran long or short due to too much or not enough interest. These numbers also cannot show how popular or interesting a session was to the participants. One can assume that if a topic appears year after year that it holds the interest of at least a few of the participants, but that is only an assumption.

Findings and Discussion

Changing Focus

Returning to the list of topics and their frequency, what is immediately striking about the numbers is their small size. This is not a massive pile of rich data. However, it is interesting not only to see the number of times issues are raised, but also to look at the timeline of issues. Do some lose steam? Do others sprint ahead?

I initially thought that HIV/AIDS would be a major topic. The WCs started in 1985, when AIDS began to enter public awareness. However, HIV/AIDS only arises as its own topic six times, and these mostly in the early years. Of those six, five appear during the first ten congresses (1985-1990), and all of them appear during the first 15 (1985-1993). After 1993, AIDS does not appear. Perhaps AIDS/HIV is so stigmatized that the organizers do not mention it by name in the programs as a way to avoid having the press associate prostitutes with AIDS. For example, the 1988 Hydra Whore Congress included a session on condom use. However, it was not a session specifically on AIDS.

Another potentially boom topic that turned out to be a bust was condoms. Although some transcripts of discussions⁵¹ show that condoms were discussed, only three WCs feature condoms as their own theme. It was also a topic that changed over time. Condoms as a topic appear only three times, two of which were in the early meetings (WC2 and 6). WC21 does mention STDs and AIDS for Migrantinnen, but not for the general whore population. However, due to such a small sample of discussions, there may not be enough evidence. Condoms, like AIDS, may not be its own topic as a way to avoid the connection between prostitutes and disease.

The lack of discussion about AIDS and condoms may also reflect the knowledge base of this group. Condoms were known as an effective way to prevent infection from the very first Whore Congress. The women at the ICPR meeting were very well informed. For example, one speaker told the group not to brush their teeth before oral sex, but instead to use mouthwash before and after (brushing leads to small abrasions that make one more vulnerable to disease). Other notes from this WC show that the women were angry at the press and politicians for trying to blame AIDS on prostitutes.⁵²

Finally, the story of the inclusion (or lack thereof) of Migrantinnen is a highlight of the WCs. Migrantinnen ranks, as a topic, near the top of the list with 10 entries. However, this group looks ignored in the early years. The first entry is at the sixth Whore Congress in 1988. It then disappears for nine meetings to reappear at WC15 in 1993. In between, the participants at WC10 and 11 discussed the consequences of the fall of the Wall and German reunification. One can imagine that changes in immigration might have been discussed, but my data does not supply such insights. Instead, it is not until WC21, held in 1996, when Migrantinnen again appear on

⁵¹The 2nd WC hosted by ICPR featured extensive discussion of condoms and their use; this WC does not feature condoms as a topic.

⁵²See especially the comments by Margo St. James of COYOTE.

the program. At this meeting, mention is made that the Migrantinnen are no longer from the “Trikont” of South America, Asia, and Africa, but also now from Eastern Europe. In the context of Migrantinnen, the participants discussed STDs and AIDS, but only specifically for this group. This meeting also begins the series of open letters (discussed below), showing conflict among the participants on the inclusion of Migrantinnen. Here is a group that evolved over the years from relative obscurity to the center stage of controversy.

Politically Minded

What does not change over the years is the political and activist aspect of the Whore Congress. The WCs appear to be primarily for political activities as seen in the number of times that topic comes up and the fact that the WC holds press conferences at the end of each. From the popularity of the categories of Law/Rights (23x) and Lobbying/Political Activity (18x), one can see that the Whore Congress is truly a political event. Twenty-three out of the 33 WCs featured a press conference. Even the third ranking category, Beruf, is, as discussed, actually a political movement.

This is a group that is coming together not as victims but as activists demanding better treatment. The topic Mental Health (except for WC29) relates to the role of social workers in prostitution and how they can improve, professionalize, and better deliver counseling to prostitutes.

An Exclusive Group

Almost all of the meetings included time and space for participants to raise and discuss issues not otherwise included in the sessions, an Erfahrungsaustausch. These sessions, such as in WC17,⁵³ are sometimes open only to those who are currently prostituting. Starting with WC29, the Whore Congresses begin to regularly include sessions on standards in prostitution or similar topics. Although earlier there are sessions on how to dress (WC23) or on how to perform S/M (WC26 and 19) or even on pricing (WC13), this seems like the first serious, ongoing discussion of the work as a profession.

Although perhaps meant to create an intimate atmosphere, these closed meetings lead to the largest rift in the WCs. At the 21st meeting, one of the questions posed was whether there is room in this whore movement for Migrantinnen. This, as is shown below, led to the longest running series of controversies at the meetings. When issues such as Migrantinnen or drug addicted prostitutes--two groups very different from citizens who want professional prostitution--are raised, the WC treats these other prostitutes as outsiders. Surprisingly, at WC10 (1990) and WC11 (1991), the Congress held sessions on the consequences of the fall of the Wall, but did not explicitly include in those discussions what came to be a defining feature of post-Cold War prostitution: Migrantinnen from the former Soviet bloc.

In fact, male prostitutes were better anticipated and made more welcome than foreign or drugged ones. Although the topic of male prostitutes only arises four times in the WCs (17, 18, 20, 22; mid-1990s), it appears to arise out of the WC participants; it is not forced on them by circumstance. Male prostitutes were the only group invited and included without controversy. This may be a consolidation of those who “choose” the life. It appears that male and female prostitutes have more in common than drug/no-drug female prostitutes and legal/illegal (those terms being used loosely) female prostitutes. In fairness, the 23rd Congress went to great lengths to create inclusive language and conditions.

⁵³This is the first such closed group noted on the program and the last before the controversy surrounding WC22 and following.

It takes a few years for the Migrantinnen to be included, and during those years there is continued discussion (WC 23-25) about what they should do about allowing in the Migrantinnen, but not about how they all fit together or what they could do to help each other. This had to have been a huge ideological gap, perhaps more on the side of the WC than on the part of the Migrantinnen. In WC25, there is a section in a write-up at the end of which reads in bold, “In Solidarität zusammenarbeiten - Teilnehmerinnen und Teilnehmer.” It seems to stress a difference between men and women more than between Germans and Migrantinnen. There is no apology or mention of the controversy, and the following text is just a general statement about not discriminating. However, even by WC27, there are two separate discussions on counseling for prostitutes, one for prostitutes (Prostituierte) and another for Migrantinnen.

Migrantinnen Controversy Timeline

WC21, 1996/Bochum

agisra,⁵⁴ an organization that works with Migrantinnen, some of whom prostitute, was accepted to the Bochum Whore Congress. This was not their first WC. In 1993 at the 15th WC they provided translating services for all of the working groups. However, this year, the participant from agisra was told that, since she does not work in an organization specifically for whores, she should not participate. She was not allowed, or chose not, to participate in the plenum or in any of the working groups.

WC22, 1997/Bremen

This year the organizations that worked with Migrantinnen prostitutes felt they were shut out of the meeting, resulting in the first open letter sent to the WC participants.

WC23, 1997/Frankfurt am Main

At this meeting, women who were not whores and/or did not belong to a whore organization had to wear yellow markers. Also, at this meeting the Congress invited agisra to participate in a working group on rights; however, this group's other participants questioned agisra's inclusion, focusing on whether or not they represented a whore organization. The other participants ultimately tentatively allowed the women from agisra to participate.

The letter describing this (attached to the WC24 papers) ends with a fairly friendly entreaty from the Migrantinnen group stating they are open, ready, and willing to work together.

Separate and Unequal?

What emerges are two distinct groups of prostitutes: those working legally with full protection of the law, including health insurance, and those in Germany illegally. Hydra appears to be on the side of legally protected women. As stated earlier, even though Hydra believes that 40% of its target group are Migrantinnen, only 14% of its clients are in fact Migrantinnen. However, looking specifically at the WC controversy surrounding their inclusion, Migrantinnen are not equal participants. In fact, as discussed, they often do not even attend the WCs themselves, but through proxies. The open letters to the group concerning their inclusion are not from Migrantinnen, but from the social workers who work with them.

What also seems clear is that the Migrantinnen, as represented by the organizations that work with them, consider themselves Migrantinnen first and prostitutes second. None of the groups

⁵⁴ Always written in lower case.

working with them consider themselves “whore” organizations. In an interview with the director of Amnesty for Women, a Hamburg organization founded to help all Migrantinnen, I learned that, although most of the clients prostitute, the organization was never meant specifically for prostitutes.⁵⁵

The most immediate result of the Migrantinnen controversy was the creation of Wild Card delegations. This started at WC23 in 1997, after the second year of controversy, and ran continuously through WC29 in 2000, when they stopped or were no longer noted on the programs. These Wild Card delegations, as best as I can tell, were a way to include these women.

Conclusions

What emerges is a divided whore movement. On one side are German women who want society to recognize prostitution as a profession, and to that end want the WCs to act like a union meeting where political questions are raised, discussed, and then presented to the public through press meetings. On the other side are foreign women represented by social workers who want to participate in this group, but who have different needs. At a meeting reviewing the situation two and a half years after the new law, Veronika Munk of Amnesty for Women complained that, since 50%-60% of prostitutes are Migrantinnen, the new law helps, at most, only half the women prostituting. In addition, Migrantinnen have different issues, the most pressing being to live in Germany legally, in safety, and with their families. In addition, they face violence, discrimination, and psychological issues associated with their illegal status.⁵⁶

Is there a problem with a divided whore movement? Perhaps not. It may just show how complicated the issue of prostitution is. What is important is to keep in mind that there is no whore movement that covers the needs and concerns of every prostitute in Germany. However, there exists a network of people and service providers aware of various issues who attempt to work together, even when their interests diverge, to improve the condition for all who work in prostitution.

⁵⁵Interview with Veronika Munk, Amnesty for Women, Hamburg, Germany, June 21, 2004.

⁵⁶Translated from statements made by Veronika Munk at Fachgespräch “Auf dem Prüfstand: Das Prostitutionsgesetz,” Bündnis 90/Die Grünen Bundestagsfraktion, Büro Irmingard Schewe-Gerigk, August 16, 2004.

Anna Serebrennikova

Rückblick auf meinen Aufenthalt in Passau

- Werdegang: Diplom (1992), Doktorarbeit (1996), Juristische Fakultät der Moskauer Staatlichen Lomonossov-Universität
- Projekt: Straftaten gegen Grundrechte des Menschen und des Bürgers nach der deutschen und russischen Gesetzgebung: Eine rechtsvergleichende Analyse.
- Derzeit: Dozentin an der juristischen Fakultät der Moskauer Staatlichen Lomonossov-Universität

Rückblick auf meinen Aufenthalt in Passau

Anna Serebrennikova

Ich war nicht das erste Mal in Deutschland, aber nur das Jahresstipendium hat mir ermöglicht, das längst geplante Projekt zu realisieren.

Der Forschungsaufenthalt in Deutschland war für mich kein Kulturschock; ich wusste bereits, was mich dort erwarten könnte. Ich wollte wiederum nach Passau, in diese kleine gemütliche bayerische Stadt, die manche als Provinzstadt bezeichnen. Das Einführungsseminar in Bonn und Berlin war zweifellos interessant und brachte uns viele neue Erfahrungen. Berlin hat mich durch seine riesige Fläche überrascht. Ich war bereits 1986 einmal in Berlin gewesen, als Ost-Berlin noch die Hauptstadt der ehemaligen DDR war. Die Veränderungen, die seitdem in der Stadt verwirklicht wurden, sind kolossal und für mich sehr beeindruckend. Das architektonische Bild von Berlin hat sich immens geändert. Doch trotz aller Vorzüge von Berlin wollte ich in die ruhige kleine Stadt Passau, um mit der Realisierung meines wissenschaftlichen Projekts beginnen zu können.

Herrn Professor Fincke, meinen wissenschaftlichen Betreuer in Passau, kenne ich bereits seit 10 Jahren. Mich freut seine ständige Offenherzigkeit und Freundlichkeit, mit denen er alle Stipendiaten aus Russland empfängt. In diesem Jahr hatte Herr Professor Fincke ziemlich viele Stipendiaten aus Russland, insbesondere von sibirischen Hochschulen. Er schenkte jedem von ihnen viel Zeit und Aufmerksamkeit und gab dabei gute Ratschläge für die Realisierung jedes wissenschaftlichen Projekts während des Aufenthalts in Deutschland. Seine Unterstützung war allgegenwärtig. Für mich z. B. hat er Artikel in den Zeitungen zum Thema Manipulationen während der Wahlen oder Religionsfreiheit ausgesucht, die ich danach in meinen Publikationen verwendet habe.

Die Studienreise war interessant und eindrucksvoll. Es war einzigartig, dass wir innerhalb vom ziemlich kurzen Zeitraum so viele Städte in Deutschland besuchen konnten. Es war nur bedauerlich, dass wir während dieser Reise wenig Organisationen und Institutionen besucht haben, die sich mit rechtswirtschaftlichen und juristischen Praktiken beschäftigen. Das wäre für viele Stipendiaten aus unserer Gruppe ziemlich interessant gewesen, weil ein Drittel von uns Juristen waren. Einer von meinen Träumen wurde jedoch wahr: Wir bekamen die einzigartige Gelegenheit, das Bundesverfassungsgericht zu besuchen! Im Rahmen meines wissenschaftlichen Projekts studierte ich seine Beschlüsse gründlich, insbesondere den so genannten Kopftuchfall. Mit großer Aufmerksamkeit habe ich in Deutschland die TV-Berichte beobachtet, als der Beschluss zu dieser Frage gefasst wurde. Aber das Bundesverfassungsgericht mit eigenen Augen zu sehen, war für mich eine echte Sensation!

Das vergangene Jahr kann ich mit dem kurzen Wort „perfekt“ charakterisieren!!!

* * *

Zu meinem wissenschaftlichen Projekt “Straftaten gegen Grundrechte des Menschen und des Bürgers nach der deutschen und russischen Gesetzgebung: Eine rechtsvergleichende Analyse“

Ich habe während des Jahres in Deutschland eine sehr interessante Arbeit durchgeführt, die auf folgende Weise in Thesen dargestellt werden kann:

Der Schutz der Grundrechte und der Freiheiten des Menschen und des Bürgers ist die vorrangige Aufgabe jedes gegenwärtigen Staates und der Weltgemeinschaft im Ganzen.

Als Grundlage dafür dienen grundlegende völkerrechtliche Dokumente wie die allgemein geltende Deklaration der Menschenrechte von 1948, die Europäische Konvention über die Menschenrechte und Grundfreiheiten von 1950, die Kinderrechtsdeklaration von 1959, die Europäische Sozialcharta von 1961, internationale Verträge “Über die bürgerlichen und politischen Rechte”, “Über die Wirtschafts-, Sozial- und Kulturrechte” von 1966, die Charta der Europäischen Union über die Grundrechte aus dem Jahr 2000 und noch viele andere.

In der Bundesrepublik Deutschland (BRD) und der Russischen Föderation (RF) sowie in allen gegenwärtigen Staaten besteht ein strafrechtlicher Schutz der Grundrechte (Verfassungsrechte)¹ und der Freiheiten des Menschen und des Bürgers. Für seine Durchführung erweisen sich entsprechend das Grundgesetz der BRD von 1949 und die Verfassung der RF von 1993 als Grundlage.

In der vorliegenden Arbeit wird diese Thematik untersucht.

Das Hauptziel der Untersuchung war es, die Besonderheit des strafrechtlichen Schutzes der Grundrechte und der Freiheiten des Menschen und des Bürgers anhand der Rechtsvorschriften der BRD und der RF zu zeigen. Im Rahmen dieser Arbeit wurde der Versuch unternommen, sowohl dem strafrechtlichen Schutz der Grundrechte und der Freiheiten des Menschen und des Bürgers gemäß den Rechtsvorschriften der BRD und der RF eine allgemeine Charakteristik zu geben als auch einzelne Gruppen von Straftaten, die die Verfassungsrechte und Freiheiten des Menschen und des Bürgers nach dem Strafgesetzbuch der RF verletzen, zu charakterisieren.

Wenn die Rede von Rechten und Freiheiten des Menschen und des Bürgers ist, so definiert sowohl der russische als auch der deutsche Gesetzgeber diese wie folgt:

Unter den Rechten des Menschen versteht man die konkreten subjektiven Rechte, die bei einem Menschen als einem individuell bestimmten Rechtssubjekt entstehen. Unter den Freiheiten sind praktisch die gleichen Rechte zu verstehen, die aber eine Besonderheit aufweisen. Diese besteht vor allem darin, dass in manchen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens der Mensch in der Lage ist, wenn er die eine oder andere Freiheit besitzt, diese freier und selbständiger zu verwirklichen.

Wie bereits bekannt ist, besteht der Unterschied zwischen den Grundrechten des Menschen und den Grundrechten des Bürgers darin, dass die Rechte des Bürgers nur den Bürgern des entsprechenden Staates gehören (d. h. auf mein Projekt bezogen entweder den Bürgern der BRD oder den Bürgern der RF), während die Menschenrechte jedem Menschen mit der Geburt unabhängig von seiner Staatsangehörigkeit gehören. “Ihrer Herkunft nach sind es 'Naturrechte', d. h. Rechte, die der Natur nach jedem Menschen eigen sind, unabhängig vom Staat und dem Charakter sind sie persönlich”².

In der BRD unterliegen dem Strafrechtsschutz vor allem die Grundrechte des Menschen und des Bürgers, die im Abschnitt I des Grundgesetzes der BRD verankert sind. In den Artikeln 1-19 des vorliegenden Abschnitts ist ein spezifischer Katalog der Grundrechte und der Freiheiten enthalten. Ich möchte darauf hinweisen, dass nach Meinung der deutschen Rechtswissenschaftler die Auflistung der Grundrechte und der Freiheiten, die im Abschnitt I des Grundgesetzes verankert sind, nicht erschöpfend ist. Dieser Standpunkt basiert darauf, dass die anderen

¹ In der Arbeit wird sowohl der Begriff “Grundrechte” als auch der Begriff “Verfassungsrechte” gebraucht. Diese Begriffe sind Synonyme. Der Gebrauch dieser Begriffe wird vor allen Dingen so erklärt, dass in Bezug auf die BRD die vorliegenden Rechte im Grundgesetz der BRD verankert sind und in Bezug auf Rußland in der Verfassung der RF, die im Grunde genommen auch ein Grundgesetz ist.

² Charta der Europäischen Union der Grundrechte. Kommentar. M., 2001

Abschnitte des Grundgesetzes der BRD andere Rechte des Bürgers vorsehen. Die Lehre des deutschen Staatsrechts zählt diese zwar auch zu den Grundrechten³, aber zu einer besonderen Art, da die Normen, die diese verankern, nicht im Abschnitt I des Grundgesetzes enthalten sind. Sie werden deshalb „grundrechtsgleiche“ Rechte genannt.

Analysiert man den Inhalt dieser Rechte, so kann daraus die Schlussfolgerung gezogen werden, dass diese Rechte aufgrund ihrer Bedeutung den Grundrechten, die im Abschnitt I des Grundgesetzes vorgesehen sind, gleichwertig sind. So werden sie auch in Übereinstimmung mit den Bestimmungen des Art. 93 Abs. 1, Punkt 4a des Grundgesetzes der BRD den Grundrechten gleichgestellt. Diese Norm enthält folgende Bestimmung:

“(1) Das Bundesverfassungsgericht entscheidet:

...

4a. über Verfassungsbeschwerden, die von jedermann mit der Behauptung erhoben werden können, durch die öffentliche Gewalt in einem seiner Grundrechte oder in einem seiner in Artikel 20 Abs. 4, 33, 38, 101, 103 und 104 enthaltenen Rechte verletzt zu sein.”

In Bezug auf die RF unterliegen dem Strafrechtsschutz in erster Linie die Rechte und Freiheiten des Menschen und des Bürgers, die der Abschnitt 2 der Verfassung der RF (“Rechte und Freiheiten des Menschen und des Bürgers”, Artikel 17 - 64) vorsieht. Der russische Gesetzgeber verwendet in der Überschrift dieses Abschnitts nicht den Begriff “Grundrechte”, es wird in der russischen Rechtslehre stattdessen der Begriff “Verfassungsrechte” gebraucht – Rechte und Freiheiten, die in der Verfassung der RF verankert sind.

Art. 2 der Verfassung der Russischen Föderation von 1993 legt fest, dass der Mensch, seine Rechte und Freiheiten das höchste Gut sind. Aufgrund dieser Verfassungsnorm ist der Staat verpflichtet, diese Rechte und Freiheiten anzuerkennen, zu wahren und zu schützen. Eine analoge Bestimmung ist auch in Art. 1 des Grundgesetzes der BRD von 1949 enthalten:

“(1) Die Würde des Menschen ist unantastbar. Sie zu achten und zu schützen ist Verpflichtung aller staatlichen Gewalt.”

Die Ähnlichkeit der Rechtsvorschriften der beiden Länder, die untersucht werden, der BRD und der RF, besteht darin, dass die Rechte und Freiheiten des Menschen und des Bürgers durch verschiedene Rechtszweige geschützt werden und dass schwerste Eingriffe in diese sich durch die Rechtsvorschriften dieser zwei Staaten als strafbare Handlungen erweisen.

Es muss darauf hingewiesen werden, dass die russische Strafgesetzgebung vollständig kodifiziert ist. Die einzige Quelle des Strafrechts der Russischen Föderation ist das Strafgesetzbuch der RF, das am 24. Mai 1996 durch die Staatsduma verabschiedet wurde. Es trat am 1. Januar 1997 in Kraft. Der Besondere Teil des StGB der RF sowie auch der Besondere Teil des StGB der BRD sind in Abschnitte unterteilt. Alle Abschnitte des Besonderen Teils des StGB der RF werden ihrerseits in Titel unterteilt.⁴

Geht man von den Vorschriften der Verfassung der RF aus und berücksichtigt man die Besonderheit des Rechtsguts, so hebt die russische Gesetzgebung einen speziellen Titel im Besonderen Teil des StGB der RF hervor, in welchem sich Normen befinden, die sich auf den Schutz der Verfassungsrechte und Freiheiten des Menschen und des Bürgers vor strafbaren

³ siehe ausführlicher: H. v. Mangoldt, F. Klein, Ch. Stark. Das Bonner Grundgesetz. Kommentar in 3 Bänden. 4. Auflage. Beck, München, 1999. Band 1: Präambel. Artikel 1 bis 19. S. 100-101.

⁴ Es wird daran erinnert, dass im Besonderen Teil des StGB der BRD nur der 1. Abschnitt in Titel unterteilt ist.

Eingriffen beziehen (19. Titel des StGB der RF, Artikel 136-149). Dies sind alle allgemein gefährlichen Eingriffe in die Verfassungsrechte und Freiheiten des Menschen und des Bürgers, die als strafbare Handlungen angesehen werden, die im 19. Titel des StGB der RF enthalten sind. Im Unterschied zur Strafgesetzgebung der BRD, die die Besonderheit aufweist, dass Normen, die gegen strafbare Handlungen bei Verletzung der Grundrechte und Freiheiten des Menschen und des Bürgers vorgehen, nicht nur im StGB der BRD, sondern auch in den Quellen des Nebenstrafrechts enthalten sind. zu beachten ist, dass dieser Titel des StGB der RF als "Straftaten gegen Verfassungsrechte und Freiheiten des Menschen und des Bürgers" bezeichnet wird und sich im Abschnitt VII befindet, der als "Straftat gegen die Person" bezeichnet wird.

Die Besonderheit des Strafrechts der BRD ist, dass Straftatbestände, die in die Grundrechte und Freiheiten des Menschen und des Bürgers eingreifen, nicht nur im StGB der BRD, sondern auch in anderen Gesetzen enthalten sind. Letztere regeln verschiedene Verhältnisse, die nicht strafrechtlicher Natur sind, die aber strafrechtliche Normen beinhalten, die die Begehung bestimmter Taten unter Strafantrohung verbieten. Diese Gesetze gehören zu dem so genannten Nebenstrafrecht.⁵ Die wichtigsten darunter sind: das Gesetz, das das öffentliche Recht zur Vereinigung regelt (Vereinigungsgesetz) vom 05.1964⁶; das Gesetz über Versammlungen und Demonstrationen (Versammlungsgesetz) vom 24.07.1953⁷; das Gesetz über die Gewährung von Asylrecht vom 26.06.1992⁸; das Gesetz über die Telekommunikation vom 25.07.1996⁹ und andere.

Wendet man sich dem Besonderen Teil des StGB der BRD zu, so muss betont werden, dass dieser – z. B. im Unterschied zum StGB der RF von 1996¹⁰ – keinen selbständigen Abschnitt über die Straftaten gegen die Grundrechte und Freiheiten des Menschen und des Bürgers enthält. Aus unserer Sicht ist das eine grundsätzliche Position des deutschen Gesetzgebers. Die Grundrechte des Menschen und des Bürgers, die auch der Abschnitt I des Grundgesetzes vorsieht, werden allseitig geschützt. Eine Reihe der Abschnitte des Besonderen Teils des StGB der BRD beinhaltet solche für das StGB der gegenwärtigen Staaten traditionelle Bestände strafbarer Handlungen, die in die Grundrechte und Freiheiten des Menschen und der Bürger eingreifen, wie z. B. das Recht auf Leben (16. Abschnitt "Straftaten gegen das Leben"), das Recht auf körperliche Unversehrtheit (17. Abschnitt "Körperverletzungen"), das Recht auf persönliche Freiheit (18. Abschnitt "Straftaten gegen die persönliche Freiheit") und andere.¹¹ Viele Straftaten, die in die Grundrechte und Freiheiten des Menschen und des Bürgers eingreifen, sind auch in den anderen Abschnitten des Besonderen Teils (z. B. im 15. Abschnitt "Verletzung des persönlichen Lebens- und Geheimbereichs" und im 7. Abschnitt "Straftaten gegen die öffentliche Ordnung") enthalten. Die Straftaten, die in die Grundrechte und Freiheiten des Menschen und des Bürgers eingreifen, berühren sich auch mit manchen Straftaten, die unter Berücksichtigung der Besonderheit des Rechtsgut in anderen Abschnitten des Besonderen Teils des StGB der BRD enthalten sind (wie z. B. im 4. Abschnitt "Straftaten gegen Verfassungs-

⁵ siehe ausführlicher: Erbs G., Kohlhaas M. Strafrechtliche Nebengesetze. München, 2001.

Göhler E., Buddendiek H., Lenzen H. Lexikon des Nebenstrafrechts. München, 2001

⁶ BGBl. I S. 593, BGBl. I S. 164, BGBl. III S. 2180-1.

⁷ BGBl. I S. 684, BGBl. I S. 1789, BGBl. I S. 1818, BGBl. III S. 2180-4.

⁸ BGBl. I S. 1126, in der Redaktion vom 27.07.1993 (BGBl. I S. 1361), mit Veränderungen und Ergänzungen, eingetragen in Art. 2 des Gesetzes vom 29.10.1997 (BGBl. S. 2584)

⁹ BGBl. I S. 1120, BGBl. I S. 3108, BGBl. S. 2544. §§ 94-96

¹⁰ Es ist der 19. Titel des StGB der RF gemeint: "Straftaten gegen Verfassungsrechte und Freiheiten des Menschen und des Bürgers".

¹¹ Für den russischen Rechtswissenschaftler kann sich solch eine Position der deutschen Gesetzgebung als strittig erweisen. Es ist klar, dass im Rahmen dieser Arbeit die Abschnitte 16 und 17 des Besonderen Teils des StGB der BRD nicht untersucht werden, da dies zur weiten Auslegung des Begriffs "Straftaten gegen die Grundrechte und Freiheiten des Menschen und des Bürgers" führen würde und diese auf keinen Fall mit der Position des russischen Rechtswissenschaftlers übereinstimmend ist.

organe sowie bei Wahlen und Abstimmungen” und im 11. Abschnitt des Besonderen Teils des StGB der BRD “Straftaten, welche sich auf Religion und Weltanschauung beziehen”).

Ein weiterer spezifischer Zug des Besonderen Teils des StGB der BRD ist, dass in diesem keine traditionellen Bestände der strafbaren Handlungen enthalten sind, wie z. B. der Verstoß gegen die Gleichheit der Rechte und Freiheiten des Menschen und des Bürgers, wie dies im StGB vieler Staaten – darunter auch im StGB der RF – der Fall ist. Das wird vor allem so erklärt, dass die Regelung dieser Frage zu verschiedenen Rechtszweigen gehört. Wenn z. B. die Gleichberechtigung der Bürger bei der Einstellung verletzt wird, so gehört dies in den Bereich des Arbeitsrechts.

Als Grundlage für die Lösung dient Art. 3 des Grundgesetzes der BRD, welcher folgendes verkündet:

- “(1) Alle Menschen sind vor dem Gesetz gleich.
- (2) Männer und Frauen sind gleichberechtigt. Der Staat fördert die tatsächliche Durchsetzung der Gleichberechtigung von Frauen und Männern und wirkt auf die Beseitigung bestehender Nachteile hin.
- (3) Niemand darf wegen seines Geschlechtes, seiner Abstammung, seiner Rasse, seiner Sprache, seiner Heimat und Herkunft, seines Glaubens, seiner religiösen oder politischen Anschauungen benachteiligt oder bevorzugt werden. Niemand darf wegen seiner Behinderung (körperlicher oder geistiger) benachteiligt werden.¹²

Auf diese Weise kann man – wenn man aus dem systematischen Standpunkt heraus die Normen der Strafgesetzgebung der RF und der BRD miteinander vergleicht, die solche Bestände der strafbaren Handlungen enthalten, die in die Grundrechte (Verfassungsrechte) und Freiheiten des Menschen und des Bürgers eingreifen – zu der Schlussfolgerung gelangen, dass es grundlegende Unterschiede in der Systematik dieser Normen gibt.

Erstens befinden sich die Normen, die solche Bestände der strafbaren Handlungen enthalten, die in die Grundrechte (Verfassungsrechte) und Freiheiten des Menschen und des Bürgers eingreifen, in der russischen Gesetzgebung nur im StGB der RF, wohingegen sie in der deutschen Gesetzgebung nicht nur im StGB der BRD, sondern auch in anderen Gesetzen enthalten sind, die sich als Quelle der so genannten strafrechtlichen Nebengesetze erweisen. Zweitens sind alle Straftaten gegen die Verfassungsrechte des Menschen und des Bürgers im Besonderen Teil des StGB der RF im eigenständigen 19. Titel enthalten, der auch die gleiche Bezeichnung trägt; im StGB der BRD befinden sich die entsprechenden Normen dagegen in verschiedenen Abschnitten des Besonderen Teils des StGB der BRD.

In der Lehre des russischen Strafrechts versteht man unter den Straftaten gegen die Verfassungsrechte und Freiheiten des Menschen und des Bürgers alle im StGB der RF von 1996 enthaltenen allgemein gefährlichen Handlungen, die in die wichtigsten Rechte und Freiheiten des Menschen eingreifen und die in der Verfassung der RF von 1993 verankert sind.

Als Besonderheit der Gesetzgebungskonstruktion bei Straftaten gegen die Verfassungsrechte und Freiheiten des Menschen und des Bürgers, die im 19. Titel des StGB der RF enthalten sind, erweist sich auch, dass es bei der Anwendung einer Reihe dieser Normen notwendig ist, sowohl auf die Auslegung im weiteren Sinne als auch im engeren Sinne zurückzugreifen. Zur Erläuterung: Bei den Artikeln 138, 140 StGB der RF z. B. muss der in diesen Normen

¹² Grundgesetz der BRD. Quellenangabe S. 13

gebrauchte Begriff "Bürger" weiter ausgelegt werden, da die Verletzten aufgrund der Straftaten, die in diesen Normen enthalten sind, nicht nur Bürger der RF, sondern auch Ausländer und Staatenlose sein können. Deshalb kann man sagen, dass durch diese Normen nicht nur die Rechte und Freiheiten des Bürgers, sondern auch die des Menschen strafrechtlich geschützt werden.

In diesem Zusammenhang muss darauf hingewiesen werden, dass bei der gesetzgebenden Gestaltung der Normen, die die strafbaren Handlungen gegen die Grundrechte und Freiheiten des Menschen und des Bürgers betreffen, der deutsche Gesetzgeber die Terminologie folgendermaßen gebraucht: Wenn der deutsche Gesetzgeber den Begriff "Bürger" verwendet, so ist damit der Staatsbürger der BRD gemeint; wenn er den Begriff "jeder" gebraucht, so kann damit eine beliebige Person gemeint sein.

Zur Veranschaulichung dieses Gesichtspunkts möchte ich Normen aus der deutschen Gesetzgebung als Beispiel anführen, wie das der Versammlungsfreiheit, die solch ein Grundrecht des Menschen und des Bürgers verkünden, Des weiteren werden Normen aufgezeigt, die die strafrechtliche Verantwortung für den Eingriff in diese Grundfreiheit beinhalten.

Die Versammlungsfreiheit ist ein unabdingbares Naturrecht des Menschen sowie eines der wichtigsten demokratischen Rechte, die im Grundgesetz der BRD von 1949 verankert sind. Art. 8, Abs. 1 des Grundgesetzes der BRD verkündet, dass alle Deutschen das Recht haben, sich ohne Anmeldung oder Erlaubnis friedlich und ohne Waffen zu versammeln. In dieser Weise gebraucht das Grundgesetz den Begriff "Bürger". Art. 1 des Gesetzes über die Versammlungen und Demonstrationen¹³ legt fest, dass jeder Mensch das Recht hat, öffentliche Versammlungen und Demonstrationen zu organisieren und an solchen Veranstaltungen teilzunehmen. Aufgrund der Tatsache, dass Art. 8 des Grundgesetzes der BRD ausschließlich das Recht auf Versammlung des Staatsbürgers der BRD verkündet, breitet im Gegensatz dazu das Gesetz, das untersucht wird, dieses Recht auch auf andere Personen aus, die nicht Staatsbürger der BRD sind. Auf diese Art und Weise gelten die Normen dieses Gesetzes in Bezug auf alle Teilnehmer an Versammlungen und Demonstrationen, unabhängig von ihrer Zugehörigkeit zu irgendeinem Staat.

Ich möchte auch darauf hinweisen, dass meiner Ansicht nach dem russischen Gesetzgeber die Gestaltung des Art. 136 des StGB der RF, der die strafrechtliche Verantwortung bei Verletzung der Gleichheit der Rechte und Freiheiten des Menschen und des Bürgers festlegt, in der neuen Fassung, die im Jahre 1999 verabschiedet wurde, gut gelungen ist.¹⁴

Kommt man zu der Auslegung einer Reihe von Normen des StGB der RF zurück, die die Straftaten gegen die Verfassungsrechte und Freiheiten des Menschen und des Bürgers betreffen, so muss man bemerken, dass es bei der Anwendung dieser – wie z. B. der Artikel 140, 145 des StGB der RF – notwendig ist, auf die Auslegung im engeren Sinne auszuweichen. So wird im Art. 140 (Verweigerung der Informationserteilung dem Bürger) als Folge die Verursachung eines Schadens an den Rechten und den Interessen der Bürger genannt, die gesetzlich geregelt sind, (der Begriff wird in der Mehrzahl gebraucht). Aber der Straftatbestand wird auch bei Verursachung eines Schadens an den Rechten und den Interessen eines Bürgers, die gesetzlich

¹³ siehe ausführlicher dazu das Gesetz über die Versammlungen und Demonstrationen weiter im Text – Versammlungsgesetz vom 24.07.1953. Dieses Gesetz erweist sich als Quelle der so genannten strafrechtlichen Nebengesetze und beinhaltet die Norm, die die strafrechtliche Verantwortung bei Eingriffen in die Versammlungsfreiheit festlegt (z. B. die Norm über die Verhinderung von Versammlungen (§ 21)).

¹⁴ Ich gebe zu bedenken, dass ursprünglich (gemeint ist das StGB der RF, das im Jahre 1996 verabschiedet wurde) diese Norm die Überschrift "Verstoß gegen die Gleichberechtigung der Bürger" trug, obwohl man hier auch wieder auf die Auslegung im weiteren Sinne hätte zurückgreifen müssen, da sie die Gleichheit der Rechte und Freiheiten des Menschen und des Bürgers schützte. In der vorliegenden Arbeit wird dieser Straftatbestand erörtert.

geregelt sind, erfüllt sein. Im Art. 145 des StGB der RF (unbegründete Einstellungsverweigerung oder unbegründete Kündigung einer schwangeren Frau oder einer Frau, die Kinder hat, die das 3. Lebensjahr noch nicht vollendet, haben) geht es, wie aus der Überschrift der Norm ersichtlich ist, um eine Frau, die Kinder hat, die das 3. Lebensjahr noch nicht vollendet haben (der Begriff wird in der Mehrzahl gebraucht, d. h. bei einer buchstäblichen Auslegung nicht weniger als zwei Kinder). Andererseits ist es meiner Meinung nach offensichtlich, dass die Verletzte auch eine Frau sein kann, die nur ein Kind im angegebenen Alter hat.

Es muss darauf hingewiesen werden, dass es in dem bis zum 31. Dezember 1996 geltenden StGB der RSFSR von 1960 ebenfalls einen solchen Abschnitt gab, der die Straftatbestände gegen die Verfassungsrechte und Freiheiten beinhaltete: Abschnitt 4 "Straftaten gegen politische Rechte und Arbeitsrechte der Bürger"¹⁵.

Im StGB der RF von 1996 war ein Teil früherer Straftatbestände aufgrund des Verlustes der gesellschaftlichen Gefahr und der seltenen Anwendung in der Praxis entkriminalisiert – z. B. Art. 137 (Verletzung der gesetzlichen Rechte der Gewerkschaften), Art. 138 (Verletzung der Arbeitsgesetzgebung), Art. 139 (1) (Verletzung der Rechte der Bürger aufgrund von Ausübung der Kritik) und andere. Eine Reihe der Straftatbestände sind in die neue Fassung aufgenommen worden. Mit dem Inkrafttreten des StGB der RF sind im russischen Strafrecht neue Straftatbestände entstanden, wie z. B. die Verweigerung der Informationserteilung an den Bürger, Verletzung der Unantastbarkeit des Privatlebens, Verhinderung von Ausübung der gesetzlichen Berufstätigkeit der Journalisten und andere.

Die Veränderungen der von mir untersuchten Normen, die die Straftaten betreffen und die in der Verfassung der RF von 1993 enthalten sind, wurden durch die Verstärkung der Sicherheiten und durch die Erweiterung der Rechte und Freiheiten des Menschen und des Bürgers hervorgerufen. In Übereinstimmung mit der Einteilung der Straftaten in Kategorien, die das StGB der RF vorsieht, erweisen sich die meisten Straftaten des 19. Titels des StGB der RF als Straftaten geringer Schwere, ein Teil erweist sich jedoch als Straftaten mittlerer Schwere. Das sind in der Regel die qualifizierten Arten der untersuchten Straftaten.

Ich weise darauf hin, dass im Unterschied zum StGB der BRD im StGB der RF eine Unterteilung der Straftaten in Verbrechen und Vergehen fehlt. Alle Straftaten, die im StGB der RF enthalten sind, sind Verbrechen. Der Verbrechenbegriff ist im Art. 14 des StGB der RF verankert: "Verbrechen ist eine schuldhaft begangene, allgemein gefährliche Tat, die unter Strafandrohung durch das Strafgesetzbuch verboten ist". Die Kategorien der Straftaten sind im Art. 15 des StGB der RF definiert. Alle Straftaten, die im StGB der RF enthalten sind, werden abhängig vom Charakter und der Stufe der allgemeinen Gefährlichkeit in vier Gruppen eingeteilt: in Verbrechen geringer Schwere, mittlerer Schwere, in schwere und besonders schwere Verbrechen. Zu den Verbrechen geringer Schwere – wie bereits oben dargestellt gehören zu dieser Kategorie die meisten Straftaten gegen die Verfassungsrechte und Freiheiten des Menschen und Bürgers nach dem StGB der RF – zählen vorsätzliche und fahrlässige Taten, bei deren Begehung das StGB der RF eine maximale Freiheitsstrafe von bis zu zwei Jahren vorsieht. Zu den Verbrechen der mittleren Schwere gehören vorsätzliche Taten, bei deren Begehung das StGB der RF eine maximale Freiheitsstrafe von bis zu fünf Jahren vorsieht und fahrlässige Taten, bei deren Begehung das StGB der RF eine maximale Freiheitsstrafe von mehr als zwei Jahren vorsieht. Zu den schweren Verbrechen gehören vorsätzliche Taten, bei deren Begehung das StGB der RF eine maximale Freiheitsstrafe von bis zu zehn Jahren vorsieht. Zu den besonders schweren Verbrechen gehören vorsätzliche Taten, bei deren Begehung das StGB der RF eine maximale Freiheitsstrafe von mehr als zehn Jahren vorsieht.

¹⁵ Man bedenke, dass der Besondere Teil des StGB der RSFSR von 1960 nur in Titel unterteilt war (eine Unterteilung in Abschnitte fehlte).

Aufgrund dessen kann die Schlussfolgerung gezogen werden, dass die Gesetzgeber der RF und der BRD die Straftaten gegen die Verfassungsrechte (Grundrechte) und Freiheiten des Menschen und des Bürgers ähnlich gestalten, ohne diese zu der Kategorie der schweren Verbrechen zu zählen: Nach der Strafgesetzgebung der BRD sind die meisten Straftaten gegen die Grundrechte und Freiheiten des Menschen und des Bürgers Vergehen; nach der Strafgesetzgebung der RF, bei der wie bereits erwähnt die Kategorie des Vergehens fehlt, sind es Verbrechen geringer Schwere.

Klassifizierung der strafbaren Eingriffe in die Grundrechte (Verfassungsrechte) des Menschen und des Bürgers

In der Lehre der Strafgesetzgebung der RF ist es üblich, die Straftaten, die im 19. Titel des StGB der RF enthalten sind, in folgende drei Gruppen zu klassifizieren:

1. Straftaten, die in die politischen Rechte und Freiheiten des Menschen und des Bürgers eingreifen (Artikel 136, 141, 142, 149),
2. Straftaten, die in die sozialwirtschaftlichen Rechte und Freiheiten des Menschen und des Bürgers eingreifen (Artikel 143, 144, 145, 145¹, 146, 147),
3. Straftaten, die in die persönlichen Rechte und Freiheiten des Menschen und des Bürgers eingreifen (Artikel 137, 138, 139, 140, 148).

Wir gehen bei der Durchführung einer solchen Einteilung von einer sozialen Zweckbestimmung der Rechte und Freiheiten aus, bei deren Verletzung das StGB der RF eine Haftung vorsieht, obwohl sich solch eine Klassifizierung der Straftaten gegen Verfassungsrechte und Freiheiten des Menschen und des Bürgers weitestgehend als hinreichend darstellt, da diese Straftaten in die gleichartige Gruppe sozialer Verhältnisse eingreifen.

Auf dieser Grundlage hätte man diese Klassifizierung auch für Straftaten gegen die Grundrechte und Freiheiten des Menschen und des Bürgers im StGB der BRD vornehmen können. Meiner Meinung nach wäre eine Einführung der Klassifizierung nach verschiedenen Grundlagen möglich, unter anderem ausgehend von der sozialen Zweckbestimmung der Rechte und Freiheiten, bei deren Verletzung die Haftung dafür das StGB der BRD sowie andere Gesetze vorsehen, aber unter der Beachtung der Besonderheit des deutschen Strafrechts, da hier das Vorhandensein des so genannten Nebenstrafrechts charakteristisch ist.

Auf dieser Grundlage hätte man drei Gruppen bilden können:

- Straftaten, die in die persönlichen Rechte und Freiheiten eingreifen (z. B. Gewissens- und Glaubensfreiheit),
- Straftaten, die in die politischen Rechte und Freiheiten eingreifen (z. B. Versammlungs- und Vereinigungsfreiheit),
- Straftaten, die in die sozialwirtschaftlichen Rechte, unter anderem auch in die kulturellen Rechte eingreifen (z. B. Recht auf Eigentum, Freiheit von Kunst und Wissenschaft).

Es ist auch eine Klassifizierung der Straftaten gegen die Grundrechte und Freiheiten des Menschen und des Bürgers nach einer anderen Grundlage möglich, und zwar nach der Quelle, die sie verankern. Ausgehend von diesem Kriterium kann man die Straftaten, die in die Rechte und Freiheiten des Menschen und des Bürgers eingreifen, in zwei Gruppen unterteilen: Straftaten, die das StGB der BRD vorsieht, und Straftaten, die andere Gesetze vorsehen, die zu dem so genannten Nebenstrafrecht gehören.

* * *

Im Rahmen meines Projekts habe ich den strafrechtlichen Schutz der Grundrechte und Freiheiten des Menschen und des Bürgers anhand der Vergleichsanalyse dieses Rechtsinstituts in der Gesetzgebung der RF und der BRD analysiert. Insbesondere habe ich solche Straftatbestände analysiert und verglichen, die in die einzelnen Grundrechte (Verfassungsrechte) und Freiheiten des Menschen und der Bürger eingreifen, wie die Verletzung der Religionsfreiheit, die Verletzung des Rechts auf freie Wahlen, die Verletzung des Briefgeheimnisses, des Postgeheimnisses, des Telekommunikationsgeheimnisses, des Geheimnisses des Privatlebens oder der Versammlungsfreiheit. Innerhalb dieses Jahres habe ich vier Publikationen zu dieser Thematik veröffentlicht.

Andrey Shangin

Das deutsche Zahlungsverkehrssystem als Vorbild für Zuverlässigkeit und Effektivität

- Werdegang: Diplom in Wirtschaftswissenschaft, St. Petersburger Staatliche Universität für Wirtschaft und Finanzen (2000);
Ph.D. in Geldtheorie und -politik, St. Petersburger Staatliche Universität für Wirtschaft und Finanzen (2003)
- Projekt: Effektive, moderne elektronische Zahlungsverkehrssysteme für Russland
- Derzeit: Gastwissenschaftler, Institut für Finanzwirtschaft, Banken und Versicherungen, Universität Karlsruhe (TH)

Das deutsche Zahlungsverkehrssystem als Vorbild für Zuverlässigkeit und Effektivität

Andrey Shangin

Zurzeit befindet sich Russland immer noch im Reformprozess. Viele Probleme, die in den verschiedensten Gesellschaftsbereichen auftreten, werden durch Reformen und Modernisierung gelöst. Allerdings läuft der Reformprozess sehr langsam ab und verursacht selbst viele neue Probleme. Für mich als russischer Staatsbürger ist dies sehr bedauerlich. Ich möchte, dass sich die Situation innerhalb möglichst kurzer Zeit wesentlich verbessert. Als Volkswirt und Fachmann auf dem Gebiet der Geldtheorie und -politik kann ich dazu beitragen und halte dies für eine besonders wichtige Aufgabe in meinem zukünftigen Berufsleben.

„Der Geldumlauf stellt den Blutkreislauf der Wirtschaft dar“. Es ist unmöglich, ein starkes Wirtschaftssystem ohne eine Lösung der Probleme im Geldbereich aufzubauen. Mein Forschungsaufenthalt in Deutschland bestärkte mich in der Annahme, dass das Hauptproblem des russischen Geldsystems seine Rückständigkeit ist. Eine einzige Zahl soll das an dieser Stelle belegen: Fast 100 % aller Zahlungstransaktionen im Bereich des Massenzahlungsverkehrs (POS⁵⁷) werden in Russland unter Benutzung von Bargeld (Cash) begangen, wogegen in manchen europäischen Ländern diesbezüglich nicht einmal 50 % erreicht werden⁵⁸. Das russische Geldsystem ist zu stark bargeldorientiert, obwohl das Bargeld viele Nachteile aufweist. Die Attribute teuer, altmodisch, unpraktisch, dreckig, überflüssig und kriminell hört man in diesem Zusammenhang oft.

Die Wirtschaft trägt die hohen Kosten der Bargeldbestandhaltung. Es geht dabei nicht nur um die Herstellungskosten des Staates, sondern auch um Inkassokosten von Unternehmen und Lagerungskosten der Banken. Heute benötigt Deutschland allein – obwohl sein Bargeldbestand relativ gering ist – 2.500 Tonnen Papiergeld und 80.000 Tonnen Metallmünzen, um seinen Zahlungsverkehr abzuwickeln. Es ist kaum vorstellbar, wie hoch der Bargeldbestand in Russland sein muss. Dies führt nicht zuletzt zu Umweltschäden durch abgeholzte Wälder und die bei der Herstellung des Geldes verwendeten giftigen chemischen Farbstoffe. Hinzu kommt noch der Aufwand für Transport, Lagerung, Bearbeitung und Bewachung dieser Geldmenge.

Hohe Bargeldbenutzung hat eine gesteigerte Kriminalität zur Folge, sowohl in der Wirtschaft als auch im Alltagsleben. Für Russland stellt die Kriminalität momentan ein besonders relevantes Problem dar. Steuerhinterziehung und Geldwäsche sind weit verbreitet. Weil das Bargeld absolut anonym ist, besteht die Möglichkeit, Einkommen, Ausgaben und Vermögen den Blicken der Steuerbehörden, der Strafverfolgungsbehörden, des Ehepartners usw. vollständig zu entziehen. Sein Gehalt erhält man in Russland normalerweise in bar. Es stellt eine Ausnahme dar, ein Konto bei einer Bank zu besitzen. In Deutschland hingegen ist dies schon seit langem die Regel. Deshalb stehen den Russen solche Zahlungsinstrumente wie Überweisung, Lastschrift und Scheck nicht zur Verfügung, die im deutschen Massenzahlungsverkehr schon lange etabliert sind. Infolgedessen ist es in Russland kaum möglich, nachzuvollziehen, wie viel jemand verdient, besitzt oder ausgibt, und welche Einkommens- bzw. Vermögenssteuer er zahlen soll. Dies betrifft auch die Unternehmen. Die Schattenwirtschaft blüht nicht zuletzt aufgrund der Existenz des anonymen Bargelds: Geldfälschungen und Raubüberfälle, Drogenhandel und

⁵⁷ Point of Sale, Retail payments.

⁵⁸ Bank for International Settlements (BIS), *Statistics on payment and settlement systems in selected countries* („Red Book“), Basel 2003.

Terrorismus, die heute an der Tagesordnung sind, wären ohne Bargeldabwicklung kaum überlebensfähig.

Diese Missstände im Zahlungsverkehr beeinflussen die Wirtschaft extrem negativ.

Alle oben genannten Nachteile könnten durch eine Modernisierung des russischen Geldsystems überwunden werden. Die Technologien dafür sind bereits entwickelt und werden in fast allen westlichen Ländern eingesetzt. Es handelt sich um die ganze Palette von modernen, innovativen elektronischen Produkten für den Zahlungsverkehr (wie z. B. Zahlungskarten), die der Begrenzung des Bargeldumlaufs und dadurch der Verringerung seiner negativen Effekte dienen.

Traditionelle Debit- und Kreditkarten sind in Deutschland schon seit langem etabliert und weit verbreitet. Die EC-Karte stellt heutzutage ein beliebtes Zahlungsmittel dar. Sie wird von allen Banken zu fast jedem Konto automatisch ausgestellt. Deshalb verfügt in der Regel jeder volljährige deutsche Einwohner über eine oder mehrere EC-Karten. In Russland besteht ein ähnliches Debitkartensystem, kann aber hinsichtlich seiner Kapazität mit dem deutschen nicht verglichen werden. Die meisten Russen besitzen keine Konten bei den Banken, weil ihnen das Vertrauen in das Bankenwesen fehlt. Damit ist die wichtigste Voraussetzung für die erfolgreiche Entwicklung eines kartenbasierten Massenzahlungssystems nicht erfüllt. Einfachste Debitkarten (ohne zusätzliche Funktionen) werden in Russland in größerem Umfang lediglich im Rahmen von so genannten „Gehaltsprojekten“ emittiert, wenn die kontoführende Bank eines großen Unternehmens für jeden seiner Mitarbeiter ein Gehaltskonto eröffnet und dazu eine Debitkarte ausgibt. Aber diese Gehaltskarten benutzt man im Allgemeinen nicht für Zahlungen, sondern lediglich zur Bargeldabhebung an Geldautomaten. Der Besitz einer echten Kreditkarte stellt in Russland auch deshalb eine Seltenheit dar, weil kaum eine Bank eine Kreditkarte an eine Person ohne Kreditgeschichte ausgeben möchte.

In einer derartigen Situation können „vorausbezahlte“ Karten auf der Basis „elektronischen Geldes“ oder so genannte „elektronische Geldbörsen“ eine entscheidende Rolle spielen. Ein solches System erfordert kein Bankkonto. Die Abwicklung einer Zahlungstransaktion findet offline statt, Online-Kommunikationsnetzwerke sind nicht nötig, was für Russland mit seiner Größe und seinem geringen Kommunikationsentwicklungsniveau besonderes relevant ist. Elektronisches Geld stellt selbst für westliche Länder eine Innovation im Zahlungsverkehr dar, auch wenn einige von ihnen schon Erfahrungen in diesem Zusammenhang gesammelt haben. Besonders erwähnenswert ist hierbei das Projekt des deutschen Zentralen Kreditausschusses (ZKA), die „GeldKarte“. Das Projekt, das die EURO Kartensysteme GmbH deutschlandweit betreibt, verfolgt das Ziel, die elektronische Abwicklung im Bereich der Kleingeldzahlungen⁵⁹ einzuführen. Die GeldKarte ist die elektronische, chipbasierte Geldbörse der gesamten deutschen Kreditwirtschaft. Es handelt sich dabei um ein neues Zahlungssystem, das die Merkmale des Bargeldes aufweist, aber mehr Sicherheit und Komfort bietet. Die GeldKarte wird vom Staat und allen kreditwirtschaftlichen Verbänden unterstützt. Damit stellt sie ein besonders sicheres und vertrauenswürdigen Zahlungsmittel dar. Die GeldKarte wird zurzeit in einem breiten Umfeld eingesetzt, insbesondere im Automatenbereich (Fahrschein-, Park-, Zigaretten-, Vending-, Telefon-, Briefmarkenautomaten usw.). In der näheren Zukunft soll die GeldKarte auch im Internet als Zahlungsmittel zur Verfügung stehen. Schon heute bietet sie viele weitere Zusatzmöglichkeiten wie den Einsatz als elektronischen Fahrschein, zur Bonuspunkteverwaltung (CityCard-Programme), für Zugangsberechtigungen (Mitarbeiterausweis, StudentCard) oder die Verwendung als digitale Signatur. Mit diesem breiten Einsatzfeld hat die GeldKarte sehr gute

⁵⁹ So genannte Micropayments mit einem Zahlbetrag von einem Cent bis max. 200 Euro, im Durchschnitt ca. 10 Euro pro Zahlungstransaktion.

Chancen, sich zu einem erfolgreichen elektronischen Zahlungsmittel zu entwickeln⁶⁰, und kann als Vorbild für russische Entwürfe dienen.

* * *

Der großen Bedeutung von Auslandserfahrung in der wissenschaftlichen Arbeit wurde ich mir im Laufe meines Studiums bewusst. Das Bedürfnis, meine wissenschaftlichen Kenntnisse im Ausland zu vertiefen, empfand ich allerdings erst während meiner Promotion bei der Erarbeitung meines Dissertationsthemas. Meine Forschung über „elektronische Zahlungsverkehrssysteme“ befasst sich mit den Entwicklungstendenzen des Geldes und der Finanzsysteme im Zusammenhang mit den neuesten Ausarbeitungen in den Zahlungsverkehrstechnologien. Das Thema setzt Kenntnis über die Innovationen im Geldumlaufbereich voraus, wie beispielsweise Netzaufrechnungen und elektronisches Geld. Diese Neuentwicklungen sind meist mit der Entwicklung von Informationstechnologien verknüpft. Russland besitzt einen starken Nachholbedarf bei der Einführung moderner Zahlungsverkehrssysteme. Hierbei ist für uns besonders relevant, wie man solche Systeme aufbaut. Deshalb ist es sinnvoll, die Erfahrungen derjenigen Länder zu studieren, die erkennbare Erfolge in der Entwicklung von modernen und effektiven Geldsystemen erzielt haben. Für mich gab es keinen Zweifel, dass das Zielland meiner Forschung Deutschland sein sollte. Als Initiator der Europäischen Union, als das Verwaltungszentrum des Euro und als ein Land mit einer reichen Kultur und vielfältigen Geschichte ist Deutschland für mich sowohl beruflich als auch kulturell sehr interessant.

Die Entscheidung, meinen Forschungsaufenthalt in Deutschland durchzuführen, wurde von meinem Doktorvater bestärkt. Es fiel mir nicht schwer, ein Gastinstitut für meine Forschung auszuwählen. Die Technische Universität (TH) Karlsruhe ist für ihre Forschung im Bereich des modernen Zahlungsverkehrs auch außerhalb Deutschlands bekannt. Ich hatte während meines Studiums in Russland schon einige Veröffentlichungen ihrer Mitarbeiter gelesen und viele Namen waren mir geläufig. Da das Thema meiner Forschung eine Kombination von Wirtschaft und Technik darstellt, war es für mich eine einzigartige Gelegenheit, an der Wirtschaftsfakultät einer der führenden technischen Universitäten meine Kenntnisse von den wirtschaftlichen Zusammenhängen zu vertiefen und von der technischen Seite her zu ergänzen.

Die wichtigste Aufgabe meines Forschungsaufenthalts in Deutschland bestand darin, das deutsche Zahlungsverkehrssystem (Struktur, rechtliche Rahmenbedingungen, Geschichte, gegenwärtiger Zustand, Entwicklungstendenzen) genau kennen zu lernen, es mit dem russischen zu vergleichen, die Unterschiede herauszuarbeiten und danach konkrete Vorschläge zur Verbesserung der Situation in Russland zusammenzustellen. Ich wollte, wie schon mehrmals in der deutsch-russischen Geschichte geschehen, ein bewährtes Vorgehen untersuchen und unter Berücksichtigung der nationalen Besonderheiten zur Modernisierung des eigenen Landes nutzen. Der Kernpunkt meines Vorhabens bestand darin, das relativ neue und hoch innovative Zahlungsverkehrssystem der deutschen Kreditwirtschaft, die „GeldKarte“ besser zu verstehen. Die GeldKarte halte ich für ein geeignetes Modell zur Modernisierung des russischen Geldsystems. Besonders wichtig war für mich in diesem Zusammenhang, bei einem in das GeldKarten-System integrierten Kreditunternehmen zu arbeiten und damit auch in der Praxis Erfahrungen über die Einführung, Funktionstüchtigkeit und Benutzung des Systems zu sammeln.

Daher wollte ich während meines Aufenthalts in Deutschland so viele theoretische und praktische Fachkenntnisse erlernen wie möglich. Ich begann mit der Erarbeitung eines

⁶⁰ Von 1996, als die GeldKarte eingeführt wurde und die ersten Kreditinstitute die EC-Karten mit einem Mikrochip auszustatten begannen, bis heute ist die GeldKarte mit rund 62 Millionen ausgegebenen Karten – das sind 70% aller in Deutschland ausgegebenen Bank- und SparkassenCards – das weltweit größte Geldbörsensystem geworden.

Forschungsplanentwurfes. Ich teilte den Forschungsablauf in mehrere wesentliche Stufen ein (Einführungsstufe, theoretische Stufe und praktische Stufe) und versuchte meine Arbeit anhand des Planes auszurichten. Obwohl sich mein Arbeitsplan mehrmals änderte, blieben seine Logik und Konzeption im Laufe der ganzen Zeit unverändert.

Die **Einführungsstufe** meines Projektes begann noch zu Hause vor meinem Deutschlandaufenthalt. Um mich in Deutschland auf die Forschung konzentrieren zu können, hielt ich es für notwendig, die Hauptthesen bzw. wichtigsten Aussagen meiner Doktorarbeit sowie meiner Publikationen ins Deutsche zu übersetzen. Dies half mir immer wieder, wenn ich später meine Forschungsinteressen vorstellen musste. Nebenbei sammelte ich wichtige Informationen über mein Heimatland, nicht nur Fachinformation über die Wirtschaftssituation und Investitionsmöglichkeiten in Russland, sondern auch allgemeine Informationen in Form von Büchern, Bildbänder und Ansichtskarten über die russische Geschichte, Kultur und Brauchtümer. Jeder Gastwissenschaftler ist im Ausland ein Botschafter seines Landes. Er verkörpert für seine ausländischen Kollegen eine lebendige Brücke zur Kultur seiner Heimat. Das Bild eines Landes hängt wesentlich davon ab, wie gut dieser Botschafter sein Land vertritt. Wenn jemand Interesse am Heimatland anderer zeigt, egal ob es sich um Politik, Wirtschaft oder Kultur handelt, ist es wichtig, die entsprechende Information vorstellen, über die verschiedenen Themen diskutieren und eine gut begründete Meinung äußern zu können.

Zur Einführungsstufe meines Projektes in Deutschland zähle ich auch die Veranstaltungen, die von der Alexander von Humboldt Stiftung organisiert wurden. Diese Veranstaltungen gehörten nicht direkt zur Realisierung meines Forschungsprojekts, weil sie nicht von mir selbst geplant und durchgeführt wurden. Die Veranstaltungen fingen mit einem Sprachkurs und einem Einführungsseminar an, setzten sich mit der Studienreise quer durch Deutschland fort und endeten mit dem Abschlusstreffen in Berlin. Diese Ereignisse waren bestimmt der schönste Teil des Programms, weil ich dabei viel Neues, insbesondere auch außerhalb meines Fachgebiets lernte. Mein gesamter Forschungsaufenthalt wurde von diesen Veranstaltungen umrahmt. Sie bereiteten einen auf die Arbeit vor und gaben einem im weiteren Verlauf immer wieder die Chance, sich zu erholen und neue Kräfte zur Arbeitsfortsetzung zu sammeln.

Im Einführungsteil lernte ich Deutschland am besten kennen. Es war besonders schön, dass unser erstes Treffen in Bonn stattfand, das uns zahlreiche Gelegenheiten bot, sich sowohl mit dem alltäglichen als auch mit dem politischen und kulturellen Leben in Deutschland vertraut zu machen. Die Teilnahme an dem zweimonatigen Sprachkurs in Bonn legte den Grundstein, für die weitere Bekanntschaft mit Deutschland, nicht nur in sprachlicher Hinsicht. Die Lehrer kombinierten die übliche Grammatik sehr spannend mit der Präsentation Deutschlands durch die entsprechende Lehrmaterialauswahl, gemeinsame Führungen in Museen, Besuche von Kulturveranstaltungen oder einfach auch durch Einladungen zu sich nach Hause. Sie arbeiteten ganz unformell und waren in erster Linie unsere Freunde und erst danach unsere Lehrer. Diese Zeit war für mich persönlich sehr wertvoll, und ich würde allen zukünftigen Stipendiaten dringend empfehlen, auf die Sprachkurse nicht zu verzichten; selbst dann nicht, wenn sie die Sprache schon gut beherrschen. Der Sprachkurs bietet die Chance, sich an die neue Lebensweise zu gewöhnen und gleichzeitig die anderen Stipendiaten kennen zu lernen. Danach ergibt sich kaum noch eine so günstige Gelegenheit.

Obwohl Sprachkenntnisse für die Teilnahme am Bundeskanzler-Stipendienprogramm nicht zwingend vorausgesetzt werden, ist die Bedeutung der deutschen Sprache im Laufe des Programms nicht zu unterschätzen. Schon zu Anfang des Einführungsseminars wurde klar, dass die Teilnahme an den meisten Veranstaltungen ohne relativ gute Deutschkenntnisse fast sinnlos ist. Je besser man deutsch spricht, über desto mehr Vorteile verfügt man im Laufe des

Programms. Es ist darum jedem potenziellen Stipendiat stark zu empfehlen, die Sprache bis zum Beginn des Aufenthaltes in Deutschland gut zu beherrschen.

Alle Veranstaltungen des Bundeskanzler-Stipendienprogramms wurden von der organisatorischen Seite sehr professionell vorbereitet, und auch die individuellen Fachinteressen jedes Teilnehmers wurden berücksichtigt. Dank des sehr dicht gedrängten Programms des vierwöchigen Einführungsseminars⁶¹ hatte jeder der 20 Stipendiaten die Möglichkeit, in seinem speziellen Fachgebiet relevante Informationen zu sammeln sowie mit führenden deutschen Fachleuten in Kontakt zu kommen. Persönlich profitierte ich sehr von den Gesprächen im Zentrum für Europäische Integrationsforschung, im Institut für Wirtschaft und Gesellschaft und in der Deutschen Bank. Andere Veranstaltungen erlaubten einem, sein eigenes Wissen mit vielseitigen Informationen aus den ganz unterschiedlichen Projektbereichen der anderen Stipendiaten zu erweitern und die Teilnehmer dabei näher kennen zu lernen.

Sich in Deutschland in einer Gruppe von 20 Stipendiaten aus ganz verschiedenen Teilen Russlands und der Vereinigten Staaten zu befinden, empfand ich als sehr spannend. Die erste Begegnung mit den anderen Teilnehmern fand in Bonn während des Sprachkurses und beim Einführungsseminar statt. Danach trafen wir uns noch mehrmals und verbrachten insgesamt genügend Zeit zusammen, um einander gut kennen zu lernen. Das gemeinsame Gruppenleben – lernen, arbeiten sowie Freizeitaktivitäten – war ein wichtiger Programmteil, weil die soziale Kompetenz im Umgang mit Mitmenschen für die Umsetzung der Projektvorhaben und besonders für die zukünftige Fachtätigkeit von großer Bedeutung ist. Die Gespräche mit den anderen Stipendiaten halfen mir, mein gesamtes Wissensniveau kulturell wie wissenschaftlich zu erweitern. In diesem Sinn profitierte ich sehr von den Treffen, bei denen alle Teilnehmern nicht nur sehr interessante, hoch begabte und gebildete Persönlichkeiten darstellten, sondern auch aus vollkommen verschiedenen Fachdisziplinen⁶² kamen und ganz unterschiedliche Lebenserfahrung besaßen. Die kulturellen Unterschiede sowohl zwischen Russen und Amerikanern als auch innerhalb beider Nationen ließen sich kaum verdecken. Manchmal war es schwierig, diese Unterschiede zu überwinden. Ich kann die Stipendiaten des vorigen Jahres gut verstehen, wenn sie von ständigen Konflikten zwischen Russen und Amerikanern berichten. Und ich freue mich, dass es in unserer Gruppe nicht zu solchen Konflikten kam. Wir bildeten eine Gruppe, die im Großen und Ganzen eine gemeinsame Sprache entwickelte und zu gegenseitiger Toleranz und Humor fand. Unter den Stipendiaten habe ich mehrere neue Freunde gewonnen. Ich hoffe, dass diese Kontakte lange halten und ich meine Freunde gelegentlich wiedersehe. Auf jeden Fall werde ich mich immer mit Freude an die Zeit unserer Bekanntschaft erinnern.

Die Studienreise durch Deutschland, die in der Mitte des Programms stattfand, und das Abschlusstreffen am Ende in Berlin erlaubten uns Stipendiaten, unsere Erfahrungen untereinander auszutauschen. Gleichzeitig boten sie die ausgezeichnete Gelegenheit, verschiedene Städte Deutschlands⁶³ zu besuchen, ebenso wie die Hauptstadt der Europäischen Union, Brüssel. Durch zahlreiche Veranstaltungen wurden unsere Kenntnisse über die politische, soziale und wirtschaftliche Situation in Europa erweitert. Mit der Besichtigung des Bundeskanzleramts in Berlin und dem „Empfang beim Bundeskanzler“ endete unsere Bekanntschaft mit Deutschland.

⁶¹ Laut Programm des Einführungsseminars fanden im Zeitraum vom 1. bis 24. September 2003 rund 30 Veranstaltungen wie Empfänge, Präsentationen, Rundgespräche, Diskussionen mit Fachleuten, Besichtigungen und Rundfahrten sowohl in Bonn als auch in Berlin statt.

⁶² Geistes-, Rechts-, Sozial-, Wirtschaftswissenschaftler und auch Künstler befanden sich in unserer Gruppe.

⁶³ Wie im Reiseplan nachzulesen ist, wurden von den Stipendiaten des Bundeskanzler-Stipendienprogramms im Zeitraum vom 21. März bis 3. April 2004 acht verschiedene Städte besucht, darunter Dresden, München, Freiburg und Karlsruhe.

Das erste Semester meines einjährigen Forschungsaufenthalts am Institut für Finanzwirtschaft, Banken und Versicherungen der Universität Karlsruhe bezeichne ich als **theoretische Stufe** meines Projektes. In diesem Zeitraum vertiefte ich meine wissenschaftlichen Kenntnisse über europäische Wirtschaftstheorie und lernte das deutsche Ausbildungssystem kennen.

Zu Beginn musste ich viele neue Eindrücke verarbeiten: von der Stadt, der Technischen Universität Karlsruhe und ihrer Struktur, der Bibliothek, der Wirtschaftsfakultät, ihren Lehrstühlen und wissenschaftlichen Mitarbeitern. Mir fiel neidisch auf, wie viel besser die deutschen Universitäten ausgestattet sind. Das Arbeiten in der Bibliothek, im Büro, im Rechenzentrum oder der Besuch der Vorlesungs- und Seminarräume waren mir stets ein echtes Vergnügen. Besonders beeindruckt war ich davon, wie viel und intensiv die wissenschaftlichen Mitarbeiter arbeiten. Manche Doktoranden kommen sogar an den Wochenenden und Feiertagen in ihre Büros, weil ihnen im Laufe der Arbeitswoche nicht genügend Zeit für ihre eigene Forschung und Doktorarbeit zur Verfügung steht. Mir ging es in dieser Hinsicht besser. Obwohl ich einen Arbeitsplatz am Lehrstuhl bekam, war mir meine Zeiteinteilung absolut freigestellt und ich konnte mich voll und ganz meiner Forschung widmen. Es war mir wichtig, meine eigenen wissenschaftlichen Interessen mit den Forschungsrichtungen der Lehrstühle abzustimmen. Deshalb präzierte ich nach meiner Ankunft in Karlsruhe mein Forschungsthema und änderte einige Akzente meines Forschungsvorhabens.

Wie in meinem Studienplan vorgesehen, besuchte ich etliche Vorlesungen und Seminare aus dem Lehrangebot der Universität. Die wichtigsten darunter waren „Börsen und Banken“ und „Finanzierung“ bei meinem Gastgeber Prof. Dr. Göppl, außerdem „Moderner Zahlungsverkehr“, „Geldtheorie und Geldpolitik in Europa“, „Internationale Währungssysteme“ und „eFinance: Banken und Versicherungen“. Diese Veranstaltungen fügten sich sehr gut in mein Forschungsvorhaben ein und waren für mich deshalb besonders reizvoll. Sie vermittelten mir einen guten Einblick in die europäische Finanztheorie im Vergleich zur russischen und ich erfuhr einiges über die Auswirkungen der Einführung des Euro und die zugrunde liegenden Finanzmechanismen.

An der Universität nahm ich an zwei Projekten im Bereich Geldtheorie und Zahlungsverkehr teil:

- Die Online-Umfrage IZV „Internet-Zahlungssysteme aus Sicht der Verbraucher“⁶⁴ gab mir die Möglichkeit, relevante Daten über die Situation im elektronischen Zahlungsbereich zu sammeln und zu interpretieren.
- Der Workshop EZM „Elektronische Zahlungsmedien“⁶⁵, der monatlich stattfindet, bot eine ausgezeichnete Gelegenheit, mit Fachleuten über verschiedene Zahlungssysteme, Probleme in der Praxis und Lösungsansätze zu diskutieren. Auch wurden hier von den Teilnehmern eigene Studien und Ergebnisse vorgestellt.

Ein besonderer Höhepunkt war für mich die Teilnahme am internationalen Kongress „Omnocard 2004“, der jährlich in Berlin stattfindet. Diese Veranstaltung mit dem Schwerpunkt Zahlungsverkehrsinnovationen hat europaweit einen Namen. Auf der „Omnocard“⁶⁶ kommen Fach- und Führungskräfte von verschiedenen Branchen zusammen. Zum einen diejenigen, die die Technologien entwerfen und zum anderen jene, die sie umsetzen und nutzen. Im Laufe des dreitägigen Kongressprogramms gaben erstklassige Referenten einen umfassenden Überblick

⁶⁴ siehe auch: <http://www.iww.uni-karlsruhe.de/IZV>

⁶⁵ siehe auch: <http://www.iww.uni-karlsruhe.de/mitarbeiter/assistenten/karsten.stroborn/EZMWorkshop.pdf>

⁶⁶ siehe auch: <http://www.omnicard.de>

über das breite Anwendungsspektrum moderner Zahlungsverkehrssysteme. Meine Teilnahme am Kongress war nur dank der Alexander von Humboldt-Stiftung möglich, die alle damit verbundenen Kosten schon im Voraus und in voller Höhe übernahm.

Es war für mich eine wertvolle Erfahrung, an den oben genannten Veranstaltungen teilzunehmen. In mehreren Diskussionen stellte ich auch meine eigenen Forschungsergebnisse vor. Dabei knüpfte ich viele Fachkontakte, die in meiner beruflichen Zukunft sehr nützlich sein könnten. Ich sammelte auch eine große Menge an aktuellen Informationen und verschiedenen Materialien zu meinem Forschungsthema (Publikationen und Präsentationen von bedeutenden Fachleuten und Wissenschaftlern, Vorlesungsskripte, etc.). Hierdurch hatte ich die Möglichkeit, einige eigene Publikationen schreiben zu können. Die wichtigsten darunter sind „Zur Frage über die Natur und die Evolution des Geldes“ (Dezember 2003) und „Geldkarte – das elektronische Geld der deutschen Kreditwirtschaft“ (Mai 2004). Eine abschließende Zusammenstellung aller gesammelten Informationen setzt viel Zeit voraus, die ich nach dem Ende des Bundeskanzler-Stipendienprogramms hoffentlich habe. Ich beabsichtige, dann noch eine Reihe weiterer Publikationen zu schreiben.

Das zweite Semester war die **praktische Stufe**. Sie sah ein Praktikum bei einem Kreditunternehmen vor, das aktiv mit den modernen Zahlungsdienstleistungen arbeitet. In dieser Phase wollte ich das im Rahmen der ersten Stufe erworbene theoretische Wissen durch praktische Erfahrungen ergänzen und mir so einen umfassenden Überblick über das deutsche Zahlungsverkehrssystem verschaffen.

Die Suche nach einer Praktikumsstelle gestaltete sich schwierig. Obwohl ich mich bei mehreren Kreditunternehmen aus der Branche (HypoVereinsbank, Deutsche Bank, Commerzbank, Euro Kartensysteme usw.) bewarb und bei manchen von ihnen ein Vorstellungsgespräch hatte, bekam ich entweder Absagen oder gar keine Antworten. Selbst bei der Euro Kartensysteme, die das bekannteste elektronische Geld-Projekt Deutschlands („GeldKarte“) betreibt, und deshalb für mich von großem Interesse war, erhielt ich keine Praktikumsstelle. Und dies, obwohl meine Bewerbung von der Alexander von Humboldt-Stiftung unterstützt wurde. Nur durch die Hilfe meines Gastgebers, Prof. Dr. Göppl, bekam ich eine Praktikumsstelle bei der Badischen Beamten Bank eG. Die BBBank⁶⁷ ist die größte Genossenschaftsbank des BVR (Bundesverband der Deutschen Volks- und Raiffeisenbanken) mit Hauptsitz in Karlsruhe, was für mich sehr angenehm war, weil ich meine Arbeit an der Universität fortsetzen konnte. Die Bank ist ausschließlich auf private Kundschaft spezialisiert und ist deshalb im Bereich des Massenzahlungsverkehrs sehr aktiv. Sie betreibt ein modernes OnlineBanking-System, und in ihrem Angebot befindet sich die ganze Palette von Massenzahlungsinstrumenten (Visa- und Mastercard-Kreditkarten, Debit- bzw. Bankkarten wie EC und Maestro und nicht zuletzt die GeldKarte). Dies entsprach meinem Praktikumsvorhaben und traf genau das Thema meiner Forschung.

Das Praktikum wurde für mich von der Personalabteilung der Bank ganz individuell unter Rücksicht auf mein Forschungsthema gestaltet. Im Laufe meines mehrmonatigen Praktikums wurde ich in allen Bereichen der Bank eingesetzt, die mit dem Zahlungsverkehr in Verbindung stehen: Kredit-Bereich/Team Karten, Service-Bereich/Team Zahlungsverkehr, Rechts-Bereich/Team Recht, Direkt-Bereich/OnlineBanking, Organisationsbereich. Ich erhielt Einsicht in alle Prozesse der Zahlungsabwicklung und durfte einige Aufgaben selbst erledigen. Dabei erlernte ich viele nützliche Fertigkeiten für die Arbeit in einer Bank. Nach dem Kennenlernen der Struktur einer mittleren Bank und der Organisation des deutschen Bankenwesens setzte ich

⁶⁷ siehe auch: <http://www.bbbank.de>

mich schließlich mit den wesentlichen Unterschieden zwischen dem europäischen und russischen Bankensystem auseinander. Ich habe auch viele weitere nützliche Fertigkeiten in der Bankarbeit gewonnen, die eine bedeutende Investition in meine berufliche Zukunft darstellen.

Eine Anmerkung möchte ich auch zu dem Leben neben dem eigentlichen wissenschaftlichen Projekt und dem Bundeskanzlerstipendienprogramm machen. Jede Stadt und Universität in Deutschland bietet viele kulturelle und sportliche Freizeitangebote. Meiner Meinung nach ist es sinnvoll, an einigen davon teilzunehmen. Um ein Land, seine Kultur und seine Einwohner besser zu verstehen, ist es notwendig, sich in die Bevölkerung zu integrieren und darum auch Bürgerfeste, Konzerte, Theaterstücke und Museumsausstellungen zu besuchen. In meiner Freizeit versuchte ich, auch die Nachbarländer Deutschlands (wie Frankreich, Italien, Österreich) kennen zu lernen. Die Lage in der Mitte der europäischen Gemeinschaft bietet dazu eine ausgezeichnete Gelegenheit. Von dem vielfältigen Freizeitangebot der Universität Karlsruhe wählte ich das Wettkampftraining Schwimmen aus, weil ich diese Sportart besonders mag. In der Schwimmmannschaft traf ich viele nette Studenten, mit denen ich an mehreren Wettkämpfen sogar außerhalb Deutschlands teilnahm.

* * *

In diesem Bericht habe ich versucht, mein Forschungsprojekt kurz vorzustellen, über seine Realisierung zu berichten, Eindrücke zu beschreiben und die wichtigsten Ergebnisse während meines Aufenthaltes zusammenzufassen. Heute, am Ende meines Forschungsaufenthalts, weiß ich sicher, dass mir die eigentliche Arbeit immer noch bevorsteht. Das deutsche Zahlungsverkehrssystem stellt für mich ein Vorbild für Zuverlässigkeit und Effektivität dar. Ich bin davon überzeugt, dass die Erfahrung Deutschlands bei dem Aufbau eines effektiven und modernen Zahlungsverkehrssystems in Russland genutzt werden muss. Dazu möchte ich im Rahmen meiner zukünftigen Tätigkeit beitragen. Ich strebe eine Tätigkeit als wissenschaftlicher Berater von Kreditunternehmen und Staatsbehörden oder als Kommerz- bzw. Zentralbankmitarbeiter im Gebiet des Zahlungsverkehrs an. Mit den im Rahmen des Bundeskanzler-Stipendienprogramms gewonnenen Fertigkeiten kann ich die Einführung effektiver elektronischer Zahlungsverkehrssysteme und dadurch die Modernisierung des russischen Geldsystems unterstützen. Erst wenn diese Modernisierung gelungen ist, wird mein Projekt erfolgreich abgeschlossen sein.

Zum Schluss möchte ich mich bei allen bedanken, die mich während meines Deutschaufenthalts unterstützen. Zunächst möchte ich mich bei dem Leiter des Instituts für Finanzwirtschaft, Banken und Versicherungen der Universität Karlsruhe, Herrn Professor Dr. Hermann Göppl bedanken, nicht nur für seine Zusage, ein Jahr lang mein Gastgeber zu sein, sondern auch für seine Gastfreundlichkeit und die professionelle Betreuung. Allen anderen Mitarbeitern des Instituts danke ich ebenfalls ganz herzlich für ihre Unterstützung und den Mitarbeitern der BBBank in Karlsruhe für die Organisation eines sehr interessanten Praktikums in ihrer Filiale. Ganz besonderer Dank gilt auch der Abteilung „Förderung Inland“ der Alexander von Humboldt-Stiftung – Herrn Dr. Steffen Mehlich, Frau Astrid Grunack, Frau Rebecca Schmitz-Justen – für ihre professionelle Betreuung von uns, den Stipendiaten. An dieser Stelle möchte ich mich auch bei der Humboldt-Stiftung für die aktive Hilfe bedanken, Russland und seine zukünftigen Wissenschafts- und Führungskräfte in die Europäische Gemeinschaft zu integrieren. Als ein Mitglied der „Humboldt-Familie“ werde ich mir Mühe geben, die in mich gesetzten Hoffnungen zu rechtfertigen und zur Verwirklichung der Ziele der Alexander von Humboldt-Stiftung beizutragen.